



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Autonomie – ein Begriff im Wandel?

Eine kritische Diskursanalyse der Berichterstattung über die Corona-Pandemie
und deren Auswirkung auf das Verständnis von Autonomie

verfasst von / submitted by

Christina Pichler, BA MA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna, 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 808

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Gender Studies

Betreut von / Supervisor:

MMag. Dr. Stefan Vater

Danksagung

Weniges im Leben gelingt, ohne Menschen, die hinter einem stehen. Ich glaube an eine Art von Autonomie, die darauf aufbaut, Menschen im Leben zu haben, auf die Verlass ist und die zu mir halten. Daher richtet sich mein Dank an all diese Personen in meinem Leben, die mich über kurz oder lang durch mein abwechslungsreiches Leben begleiten und mir Halt geben und denen ich Halt geben kann.

Die Universität Wien hat seit Jahren einen besonderen Platz in meinem Herzen und ich bin dankbar für all jene Menschen, die in den letzten Jahren meine Denkmauern zum Einstürzen gebracht haben und für die vielen Stunden voller Lachen und kritischem Austausch, ohne die ich nicht wäre, wer ich bin!

Ohne meine Familie und der Liebe meines Lebens wäre auch diese Masterarbeit nur begrenzt möglich gewesen, daher gilt ein besonderer Dank euch!

Abschließend möchte ich mich noch bei MMag. Dr. Stefan Vater bedanken:

Lieber Stefan, auch du hast mein Studium der Gender Studies sehr bereichert und mich immer wieder auf Neues gebracht und dafür möchte ich mich bedanken bei dir!

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	4
1.1	Eingrenzung des Gegenstands	5
1.2	Ziel der Arbeit	7
1.3	Relevanz der Forschung	8
2.	Autonomie und Fürsorge im (Neo-)Liberalismus	11
2.1	Stand der Forschung	11
2.2	Autonomie – eine Definition	15
2.3	Regierung durch Selbstregierung – Gouvernamentalität	19
2.4	Zur Redefinition von Abhängigkeit	25
2.5	Die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden	29
2.6	Das unternehmerische Selbst	37
2.7	Heteronomie und Autonomie	40
2.8	Fürsorge und die gesellschaftliche Stigmatisierung	44
3.	Diskursiver Kontext	54
3.1	Fürsorge als Nebenbeschäftigung	54
3.2	Corona und Homeoffice	60
4.	Methode: Kritische Diskursanalyse	63
4.1	Was ist ein Diskurs?	63
4.2	Selbstpositionierung	66
4.3	KDA im Kontext der Corona-Pandemie	67
4.4	Konzeptionierung des Forschungsvorhabens	68
4.5	Der Materialkorpus	68
4.6	Vorgehen der Analyse	70
4.7	Reflexion	72
5.	Ergebnisse der Analyse	73
5.1	Die Phase der Reflexion	75
5.2	Die Phase der spürbaren Mehrbelastung	77
5.3	Die Phase <i>wie weiter?</i>	80
5.4	Die Phase der geforderten Veränderungen	82
5.5	Zusammenfassung der Analyseergebnisse	84
6.	Schlussfolgerungen	86
7.	Literaturverzeichnis	97
7.1	Materialkorpus	100
8.	Anhang	100
8.1	Codes	100
8.2	Ausschnitte der Strukturanalyse	101
8.3	Abstract	103

1. Einleitung

Miteinander bedeutet heute etwas anderes als noch vor gut zwei Jahren. Ein Miteinander ist nun viel komplexer und unterliegt unzähligen, sich ständig verändernden Regeln. Wann darf ich jemanden wo wie treffen? Diese Frage regelt unser momentanes gesellschaftliches Zusammenleben und beeinflusst so tagtäglich die Selbstgesetzgebung eines Individuums. Ein füreinander Einstehen, einander zu unterstützen, gemeinsam an Dingen zu arbeiten und im interaktiven Austausch miteinander neue Lösungen zu finden, gestaltet sich für viele nunmehr komplett anders als noch vor rund zwei Jahren. Durch die Verlagerung von Tätigkeiten in den digitalen Raum geht nicht nur viel Interaktionspotenzial verloren, sondern auch Personen, mit denen davor interagiert wurde. Da sie beispielsweise keinen Besuch empfangen dürfen, über digitale Kommunikationskanäle nicht erreichbar sind oder durch Gefühle wie Verlustängste, Unsicherheit oder der Mehrbelastung sich vollends aus dem gesellschaftlichen Miteinander zurückziehen.

Diese neuen und veränderten Interaktionen haben dabei direkten Einfluss auf unsere Arbeitswelt. Da wiederum unser westliches Gesellschaftssystem maßgeblich mit der Arbeitswelt im Zusammenhang steht oder – um es etwas kritischer zu formulieren – davon angeleitet wird, erscheint es als äußerst interessant, sich der Frage zu stellen, was diese Situation und die damit einhergehenden Maßnahmen und Regelungen mit uns machen.

Für viele hat sich ihr Leben beinahe völlig verändert. Über Wochen/Monate oder sogar Jahre eingespielte Abläufe wurden plötzlich zerstört. Viele verloren durch die Pandemie und deren Auswirkungen ihren Arbeitsplatz; für andere wurde die Art und Weise, wie der Tätigkeit nachzugehen sei, für immer verändert: das Homeoffice erhielt Einzug. Flexibilität ist nun in aller Munde. Beinahe jeder und jede mussten ihre Flexibilität unter Beweis stellen: sei es in Bezug auf Betreuungsverpflichtungen, Fahrgemeinschaften, Unterrichten, Einkaufen oder eben der Wechsel vom Office ins Homeoffice.

Durch die Pandemie werden Themen in den Fokus gerückt, denen davor nur wenig Raum im öffentlichen Diskurs gewährt wurde. So wird nun viel über Fürsorge auf unterschiedlichsten Ebenen diskutiert und gleichzeitig aber auch nicht. Dieses „aber auch nicht“ bezieht sich auf all jene Ebenen, die im Diskurs keinen Platz finden, weil sie nicht gefragt oder gehört werden.

Doch genau hier setzt diese Arbeit an. Durch die gestellte Forschungsfrage: *„Welches Verständnis von Autonomie kristallisiert sich entlang der Debatte um die Vereinbarkeit von Homeoffice und Fürsorge im letzten Quartal 2020 in der Tageszeitung Der Standard heraus?“*, sollen erste Erkenntnisse erlangt werden, welches Verständnis von Autonomie in der Arbeitswelt durch die Pandemie und den damit einhergehenden Veränderungen erkannt werden kann. Medien spielen dabei eine wichtige Rolle. Sie haben direkten sowie indirekten Einfluss auf den gesellschaftlichen Diskurs. Dieser fußt unter anderem darauf, worüber wie berichtet oder eben nicht berichtet wird. Daher lag die Entscheidung nahe, ein Medium zu analysieren, um den vorherrschenden diskursiven Verhältnissen nachzugehen. Um ein theoretisches Gerüst aufbauen und Schlussfolgerungen zum Ende der Arbeit ziehen zu können, werden gewisse gesellschaftliche Gegebenheiten auf einer Makroebene betrachtet und damit einhergehend auch verallgemeinert. Dies bezieht sich beispielsweise auf das hier benutzte Konzept von partnerschaftlichen, heterosexuellen Beziehungen sowie die oftmalige Verwendung von Frauen als gesellschaftliche (homogene) Gruppe.

1.1 Eingrenzung des Gegenstands

Durch den Ausbruch der sogenannten Corona-Pandemie, ausgelöst durch den Viruserreger SARS-CoV-2, werden viele Missstände in unserem westlichen neoliberalen System sichtbar. Forscher*innen wie Anne-Christin Kunstmann machen darauf aufmerksam, dass in Zeiten einer Gesundheitskrise Menschen noch mehr aufeinander angewiesen und abhängig von Fürsorgeleistungen sind (Kunstmann, 2020, S. 2). Durch die Schließung von Kinderbetreuungseinrichtungen sowie Betreuungseinrichtungen für ältere Menschen waren und sind viele Erwerbstätige plötzlich damit konfrontiert, die jeweiligen Fürsorgeleistungen (wieder) selbst zu übernehmen.

Eine neuerliche Form von Entgrenzung in Bezug auf Arbeit und Privatem wird deutlich: Denn für viele Menschen verschmelzen Homeoffice-Tätigkeiten mit Betreuungsleistungen. Dieses „Verschmelzen“ ist einer jener Aspekte, der im Rahmen dieser Arbeit beleuchtet wird. Die angesprochene Entgrenzung von Arbeit und Privatem weist jedoch viele Dimensionen auf: Einerseits findet diese Entgrenzung Zuspruch von Erwerbstätigen, die sich beispielsweise durch Flexibilisierung in Bezug auf die Arbeitszeiten mehr Autonomie erhoffen, andererseits wird den Arbeitenden bereits ein gewisses Maß an Autonomie abverlangt, da viele Unternehmenskulturen bereits darauf aufbauen, dass den angestellten Personen ein ‚Mehr‘ an Verantwortung und Flexibilität abverlangt werden kann (Sichler, 2006, S. 12).

Im Rahmen dieser Masterarbeit dienen Werke und Ausführungen aus dem soziologischen Bereich – wie der Arbeitswissenschaft – als zentrale Bezugsquellen. So diagnostiziert der Psychologe Ralph Sichler schon 2006, dass seit Beginn des 21. Jahrhunderts die Frage nach Autonomie in der Arbeitswelt sich neu und verschärft stellt. Die Arbeitswelt wird mehr und mehr davon geprägt, dass Individuen selbstbestimmt und gut organisiert ihr Leben mit der Erwerbsarbeit in Einklang bringen, wie dies vonstattengeht, obliegt dabei – oftmals unter dem ‚Vorwand‘ von Flexibilisierung aufseiten des Unternehmens – dem Verantwortungsbereich der Individuen. Im Zuge dessen ist vom *unternehmerischen Selbst* die Rede. Um diesem ‚Phänomen‘ auf den Grund gehen zu können, werden Werke aus der Arbeitswissenschaft zurate gezogen.

Untersucht wird, welchen Wert Autonomie in der Arbeitswelt einnimmt und welchen Charakterisierungen dieser unterliegt. Neben Forschungsliteratur aus diesem Bereich, bildet einen weiteren wichtigen Schwerpunkt Michel Foucaults Ausführungen zum Thema Gouvernementalität. Mit Foucault wird hinterfragt, auf welchen Techniken der Selbstführung, Selbstoptimierung und Fremdbestimmung unser gesellschaftliches Zusammenleben beruht. Als zentrale theoretische Bezugsquellen können hierfür die Werke *Sicherheit, Territorium und Bevölkerung*, *Geschichte der Gouvernementalität I*, *Die Geburt der Biopolitik*, *Geschichte der Gouvernementalität II*, *Der Wille zum Wissen* sowie *Die Ordnung der Dinge* angeführt werden.

1.2 Ziel der Arbeit

Um der genannten Forschungsfrage gerecht zu werden, fiel die Wahl auf die Methode der Kritischen Diskursanalyse (KDA). Diese Methode ermöglicht erste Erkenntnisse über die Diskursstränge zu gewinnen, welche entlang der anhaltenden Corona-Pandemie rund um das Thema Autonomie Ende 2020 kursierten. Angeleitet wird dieses Forschungsvorhaben von folgender Forschungsfrage:

„Welches Verständnis von Autonomie kristallisiert sich entlang der Debatte um die Vereinbarkeit von Homeoffice und Fürsorge im letzten Quartal 2020 in der Tageszeitung Der Standard heraus?“

Durch die vorherrschende Pandemie bröckeln auch viele vorherrschende Strukturen und so zeigt sich beispielsweise immer mehr die Unvereinbarkeit einer Vollerwerbstätigkeit (38,5 beziehungsweise 40 Stunden pro Woche) und Fürsorgeleistungen. Unser westliches neoliberales System baut auf der Trennung von produktiven und reproduktiven sowie öffentlichen und privaten Bereichen auf. Damit einhergehende strukturelle Probleme werden allerdings nur selten als solche benannt, sondern eher auf ein Scheitern des Individuums verlagert. Schafft es ein Mensch nicht, flexibel auf die jetzige Situation zu reagieren und seine Erwerbsarbeit eins zu eins ins Homeoffice zu verlegen, ohne dass dabei die Qualität sowie Quantität der Arbeitsleistung leidet, kann das Gefühl eines persönlichen Gescheitert-seins entstehen.

Auch diesem Empfinden des vermeintlichen individuellen Scheiterns wird in dieser Arbeit auf den Grund gegangen.

Daraus ergibt sich folgender Aufbau: Als konzeptioneller Rahmen für diese Arbeit dienen die Ausführungen von Michel Foucault zum Thema Gouvernementalität. Es wird untersucht, wie nach Foucault unser vorherrschendes (neo-)liberales System der Selbstregierung etabliert wurde und nach wie vor wird. Mich interessiert des Weiteren wie es zu einer ‚Verschiebung‘ des Autonomie-Verständnisses von guter Abhängigkeit zu einem Verständnis von schlechter Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit kam und welche Auswirkungen diese Verschiebungen auf unser Verständnis von Geschlechterrollen bis heute noch nach sich ziehen.

Das dritte Kapitel beinhaltet eine Lektüre und (kritische) Aufarbeitung von Foucaults Überlegungen im Rahmen von Prozessen, welche in Selbstoptimierung übergehen – untermauert mit Ausführungen aus dem arbeitswissenschaftlichen Bereich. Im vierten Kapitel wird unter der Bezeichnung des unternehmerischen Selbst aufgezeigt, wie Mechanismen der indirekten Steuerung angelegt werden und welche neuen Verhältnisse zu sich selbst dadurch angestoßen werden. Die Diskussion rund um Autonomie in Abgrenzung zur Heteronomie leitet das nächste Kapitel an. Abgerundet wird dieser Teil der Arbeit mit einer Hinterfragung in Bezug auf Fürsorge und damit oftmals einhergehender Stigmatisierung, um dann im nächsten Abschnitt die Brücke zum diskursiven Kontext – in Bezug auf Corona, Homeoffice und Fürsorge – schlagen zu können. Daran anschließend erfolgt eine Erläuterung der ausgewählten Methode. Nach einem kurzen Rekurs auf Foucault und dessen Verständnis von einem Diskurs wird näher auf die Kritische Diskursanalyse nach Siegfried Jäger eingegangen. Unter dem Titel *Ergebnisse der Analyse* werden die ans Tageslicht beförderten Diskursstränge und die damit einhergehenden Diskursphasen erläutert. Nach einer kurzen Zusammenfassung dieser folgt die Schlussfolgerung, welche nicht nur die Ergebnisse der Analyse aufzeigen will, sondern sich auch dem Leitgedanken der Kritischen Diskursanalyse nach Jäger zuwendet und die Ergebnisse diskutiert und erste Interpretationen daraus ableitet.

1.3 Relevanz der Forschung

Ein hoch wölbender Palast helfe nichts, wenn dieser nicht bewohnt werde, sondern vielmehr der Schuppen nebenan. Frei nach dem Philosophen Søren Kierkegaard kann also gesagt werden: Die besten theoretischen Ansätze helfen nichts, wenn sie nicht mit der breiten Öffentlichkeit geteilt werden. Durch die Corona-Pandemie wird auf einen Schlag sichtbar, wie sehr die Idee von mehr Selbstbestimmung in der Arbeitswelt mit den realen Lebensumständen auseinander klafft. Seit den 1990er-Jahren wird bereits diskutiert, inwieweit der demografische Wandel und Modernisierungsprozesse sich auf das Verhältnis von Rechtsstaat und Sozialstaat auswirken.

Schon vor einiger Zeit machten die beiden Soziolog*innen Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim darauf aufmerksam, dass Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse negative Konsequenzen für Familien haben könnten. Traditionelle Formen des Zusammenlebens werden immer mehr hinterfragt und aufgelöst, was einerseits als emanzipatorischer Erfolg gefeiert wird, bringt auch eine Kehrseite mit sich: Fürsorgeleistungen werden flexibler aber auch fragiler, was wiederum zu einer Überforderung des Individuums führen kann¹.

Theoretiker*innen wie Anne-Christin Kunstmann geben zu bedenken, dass Annahmen wie diese dazu führen könnten, dass Generationenvorsorge so verstanden, beinhaltet, dass diese nur in traditionellen Lebensverhältnissen gut funktionieren könnte (Kunstmann, 2020, S. 6). Da durch eine Erosion von Geschlechterrollen, samt fehlender Vorbilder, davon auszugehen sei, dass Frauen Beruf und Familie als unvereinbar wahrnehmen und sich beinahe gezwungen sehen, sich für eine Seite entscheiden zu müssen. Kunstmann bezieht sich in ihren Ausführungen auch auf die Soziologin Christel Eckart, die noch 2016 diagnostiziert, dass unser soziales Leitbild, welches eine effektive Lebensführung zum Ziel habe, vor allem Maßstäbe der Arbeitsmarkt-Individualisierung innehätte (Kunstmann, 2020, S. 8).

Durch die COVID-19-Pandemie bekamen und bekommen Pflegeeinrichtungen, Fürsorgeleistungen und Pflegebedienstete partiell mehr Aufmerksamkeit. War zu Beginn des ersten Lockdowns von einer großen Welle der Solidarität die Rede, ist es nun meist so, dass dem Pflegesystem Aufmerksamkeit geschenkt wird, wenn skandalisiert wird, wo gerade welcher Mangel an Personal, Intensivbetten etc. herrscht. Die familiären Fürsorgeleistungen werden im öffentlichen Diskurs vielfach noch immer marginal behandelt. Dass jedoch die Corona-Pandemie weitreichende Auswirkungen auf unser Schul-, Gesundheits-, Bildungs- und Sozialsystem hat, wird vor allem durch wissenschaftliche Studien in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt.

¹ Ausführlich dazu Elisabeth Beck-Gernsheim *Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang* nachzulesen. In Wilz, S. (2008): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Initiativen wie die sogenannten Care-Lectures, veranstaltet vom *Forschungsverbund Sorgetransformationen* angesiedelt an der Universität Hamburg, setzen sich zum Ziel, akademische Untersuchungen zu den Auswirkungen der Pandemie auf unser gesellschaftliches Zusammensein in die breite Öffentlichkeit zu tragen.² Auch an der Universität Wien sind nun einige Forschungsprojekte rund um Corona und die Auswirkungen auf unser gesellschaftliches Miteinander angesiedelt. Untersucht werden dabei beispielsweise die veränderten Rahmenbedingungen, welche mit Homeschooling, Homeoffice und der damit meist einhergehenden ‚Mehrbelastung‘ durch ein Mehr an häuslicher Fürsorge unser gesellschaftliches Miteinander sowie unsere Arbeitswelt beeinflussen. Hier lässt sich auch die Relevanz dieser Arbeit verorten. Wie bereits im Kapitel *Ziel der Arbeit* beschrieben, wird innerhalb dieser Arbeit kritisch hinterfragt, welche Auswirkungen diese Pandemie auf das Verständnis von Autonomie hat. Beziehungsweise wird untersucht, wie Autonomie 2020 unter den neuen, noch unklaren Rahmenbedingungen unseres gesellschaftlichen Miteinanders diskursiv verhandelt wurde.

In diesem ersten Kapitel wurde versucht, das Forschungsvorhaben so zu umrissen, dass ein möglichst guter Einblick in die Arbeit erlangt werden kann. Der Begriff der Autonomie erfährt seit einiger Zeit wieder mehr Aufmerksamkeit; um diese besser einordnen zu können, erfolgt auf den nachstehenden Seiten noch eine Einordnung der unterschiedlichen Verwendungen des Begriffs.

² Näheres dazu unter <https://www.wiso.uni-hamburg.de/forschung/forschungsschwerpunkte/profilinitiative-arbeit-sozialer-wandel/projekte/lff-forschungsverbund-sorge-transformationen/care-lectures.html>.

2. Autonomie und Fürsorge im (Neo-)Liberalismus

2.1 Stand der Forschung

Die Ideen des Liberalismus bilden die Grundmauern unseres westlichen gesellschaftlichen Zusammenlebens. Die freie Entfaltung der Autonomie des Individuums steht dabei im Zentrum. Die Unantastbarkeit der individuellen Freiheitsrechte dient als Garant dafür, dass die Freiheit des Einzelnen erst dort endet, wo sie die Freiheit einer anderen Person einschränkt. Der Liberalismus verspricht ein selbstbestimmtes Dasein, welches durch die Selbstgesetzgebung (Autonomie) angeleitet wird. Innerhalb der feministischen Theorie wird dieses vorherrschende Verständnis von Freiheit und Autonomie schon lange hinterfragt. Im Zuge von neoliberalen Transformationsprozessen kommt es dazu, dass Autonomie und Freiheit normativ gesetzt werden, jedoch werden diese Begrifflichkeiten zu selten mit einer theoretischen Trennschärfe behandelt, daher wird etwas später genauer auf den Begriff der Autonomie eingegangen.

Wie Susanne Baer und Ute Sacksofsky in ihrem Aufsatz *Autonomie im Recht - geschlechtertheoretisch vermessen*³ erläutern, wird Autonomie im „juristischen Mainstream“ hauptsächlich in Bezug auf negative Freiheit gedacht. Demnach könne das Individuum seinen eigenen Vorstellungen, Wünschen, Interessen etc. folgen, während diese von anderen als Beschränkungen der eigenen wahrgenommen werden und, so Baer und Sacksofsky weiter, „die notwendigen Beziehungen zwischen Menschen und Abhängigkeiten von anderen bleiben weitgehend außer Betracht“ (Baer & Sacksofsky, 2018, S. 11).

In der Einführung dieses Werks liefern sie sogleich einen guten Überblick über verschiedenste Forschungsströme zum Thema Autonomie: Seit den 1990er-Jahren verweisen feministische Theoretiker*innen wie Seyla Benhabib darauf, dass ein Mensch von Geburt an von anderen abhängig sei und beziehen damit klar Stellung gegen Naturrechtslehren wie von Thomas Hobbes.

³ Das Werk *Autonomie im Recht* ist eine Folgepublikation der 2006 stattgefundenen, gleichnamigen Tagung.

Hobbes zufolge müsse ein Mensch erst aus dem Naturzustand hinaustreten, den Gesellschaftsvertrag akzeptieren und somit in ein gesellschaftliches Zusammenleben eintreten, erst dann lebe er in einem sozialen Gefüge. Die feministische Theoretikerin Carole Pateman erläutert in ihrem Werk *The Sexual Contract* inwieweit Androzentrismen heute noch unser gesellschaftliches Dasein beeinflussen, da dieser angesprochene Gesellschaftsvertrag auf männlich-basierten Einschreibungen fußt und erklärt des Weiteren, welche Funktion ein Ehevertrag aufweist. Susanne Moller Okin erarbeitet Lücken, welche im Rahmen von Gerechtigkeitstheorien in Bezug auf Geschlecht und Sorge in Familienverbänden einhergehen. Welche Implikationen unser noch heute gültiges Moralverständnis aufweist, macht Herta Nagl-Docekal klar. Für ein neues Verständnis von Autonomie in Verbindung von Fürsorge (Fürsorgeethik) plädieren Theoretiker*innen wie Joan Tronto, Nel Noddings und Christel Eckart. Und last, but not least befassen sich feministische Theoretiker*innen im Rahmen der Rechtswissenschaft mit Fragen der Selbstbestimmung, unter der Vorherrschaft von diskriminierenden Strukturen.

Die bereits angesprochenen Veränderungen, welche mit der sogenannten Neoliberalisierung einhergingen und noch immer einhergehen, beziehen sich vor allem auf Veränderungen des Verhältnisses von Staat, Ökonomie und Gesellschaft. Dazu die Politikwissenschaftlerin Birgit Sauer (2008, S. 37): „Im Neoliberalismus wird der Markt zum organisierenden Prinzip von Gesellschaft und Staat. Ökonomie, Wirtschaftlichkeit, Effektivität und Rechenbarkeit werden zu Leitideen aller sozialen und politischen Institutionen, sie werden zum zentralen Wissen politischer, aber auch gesellschaftlicher Akteure.“ Doch nicht ‚nur‘ der Markt stehe im Zentrum, vielmehr die gesamte gesellschaftliche Ordnung (ebd.). Nach Sauer zeichnen sich „Techniken moderner hegemonialer Staatsdiskurse“ unter anderem durch die Trennungen der Sphären der Öffentlichkeit und Privatheit aus (ebd.). Auch das Soziale bekommt einen neuen Stellenwert zugewiesen und gilt selbst als Ort und Gegenstand von Ökonomisierung (Gräfe, 2007, S. 154). Neoliberale Restrukturierungen beruhen auf Ent- und Begrenzungsprozessen zwischen den Sphären Markt, Staat und Privatheit.

Durch neue Möglichkeiten, beispielsweise in Bezug auf die Arbeitszeitregelung, verspüren Individuen ein Gefühl von mehr Flexibilität, Freiheit und Autonomie: Wann sie wie viel arbeiten unterliegt oftmals der eigenen Selbstgesetzgebung. Unter dem Begriff von Deregulierung wird der Markt gegenüber der staatlichen Sphäre vergrößert, was gleichzeitig zur Folge hat, dass Dinge wie sozialstaatliche Absicherungen im Bereich der Vorsorge minimiert und in die private Sphäre verschoben werden. Neue Arbeitszeitmodelle, wie freie Dienstnehmer*innen, Werkverträge etc. führen dazu, dass Unternehmen weniger Sozialabgaben leisten müssen (Sauer, 2008, S. 38). Durch Beschäftigungsmodelle, wie freie Dienstnehmer*innen kommt es auch zu einer vermehrten Prekarisierung von Arbeit. Auf dieses Phänomen machen feministische Forscherinnen schon sehr lange aufmerksam und mittlerweile wird dieses auch breiter diskutiert.⁴ Neben den vermeintlich frei gewählten ‚Unsicherheiten‘, die mit den angesprochenen Arbeitsverhältnissen einhergehen, gibt es auch strukturelle Unsicherheiten, die sich negativ auf die Sphäre der Privatheit auswirken können, wie beispielsweise der Verlust des Anspruchs auf Arbeitslosengeld. Das neoliberale Versprechen, durch Selbstbestimmung in der Arbeitswelt mehr Freiheit zu erhalten, stellt sich oftmals als Trugschluss heraus. Veränderte Rahmenbedingungen, die mehr Raum für Selbstverwirklichung versprechen, gehen meist einher mit mehr Termin-, Kosten und Leistungsdruck. Hierfür wird auf den Begriff der indirekten Steuerung⁵ zurückgegriffen. Zusammenhängend damit wird oftmals die Bezeichnung des unternehmerischen Selbst gewählt. Geschickt werden intrinsische Motive so gesteuert, dass ein Mehr an Arbeit als völlig normal angesehen wird.

Aus arbeitswissenschaftlicher Sicht diagnostiziert Michael Frey in seinem Werk *Autonomie und Aneignung in der Arbeit. Eine soziologische Untersuchung zur Vermarktlichung und Subjektivierung von Arbeit* drei Phasen der Thematisierung von Autonomie in der bundesdeutschen Arbeitswelt:

⁴ Neben feministischen Theoretiker*innen wie Regina Becker-Schmidt wird das Thema der Prekarisierung auch von Politikwissenschaftlern wie Oliver Marchart diskutiert.

⁵ Die Begriffe indirekte Steuerung sowie unternehmerisches Selbst dienen in dieser Arbeit als zentrale Bezugspunkte.

Noch in den 1950er- und 1960er-Jahren überwiegte eine stark technikorientierte Sicht auf Autonomie, welche dazu führte, dass ein vermehrter Einsatz von Technik als Chance für mehr Autonomie in der Produktionsweise gesehen wurde. In den 1970er-Jahr kam es in der westdeutschen Industriesoziologie zu einer „Marx-Renaissance“ (Frey, 2009, S. 27). Aus einer politökonomischen und gesellschaftstheoretischen Sicht wurde Technik neu hinterfragt und nicht mehr als großer ‚Heilsbringer‘ betrachtet, vielmehr kamen erste Zweifel auf, Technik als „unabhängige“ und „objektive“ Variable zu sehen (ebd.). Technik wurde als Instrument des „Kapitals“ titulierte, welches zu einem Mehr an Ausbeutung und Unterwerfung der arbeitenden Menschen führt (ebd.). Die Labour Process Debate, welche in den 1980er-Jahren aufkam, kritisierte wiederum diese politökonomische Sichtweise. Die Allmacht durch Management und Kapital sowie „die Vorstellung eines homogenen und lediglich als ‚Kapitalagent‘ fungierenden Managements“ wurde in Frage gestellt (Frey, 2009, S. 28). Es wurde erkannt, dass informelle soziale Realitäten in den Betrieben das System aufrechterhalten sowie das Potenzial für Widerstand in sich tragen.

Auch Frey analysiert, dass es in den 1990er-Jahre zu einer neuen Phase, wie Autonomie diskutiert wurde, kam: Innerhalb der Arbeits- und Industriesoziologie wurde das vorherrschende Paradigma *mehr Arbeit bringe mehr Autonomie* hinterfragt und damit einhergehende Annahmen, dass mehr Autonomie in der Arbeit auch zu einer ‚Persönlichkeitsentwicklung‘ und ‚Selbstentfaltung‘ führe und damit eine Demokratisierung der Gesellschaft einherginge, einer Kritik unterzogen. Diese Kritiken bauten vor allem auf die weiter voranschreitenden betrieblichen Rationalisierungsstrategien auf, welche auf mehr Selbstorganisation und Eigeninitiative der Arbeitnehmer*innen abzielten.

Frey formuliert bezugnehmend auf die Ausführungen des Sozioökonoms, Manfred Moldaschl, drei Folgen für Erwerbstätige:

- den Zwang zur Entgrenzung: die gesamte Lebensführung sollte von nun an unter den Scheffel der Arbeit gestellt werden;
- eine Gefährdung durch Entlastung: traditionelle Strategien des Belastungsabbaus hätten demnach das Potenzial inne, zu mehr Belastung zu führen;
- eine Vereinzelung durch Kooperation: Projektarbeiten unterliegen oftmals starkem Konkurrenzdruck und führen somit zu Abgrenzungen innerhalb eines Teams (Frey, 2009, S. 29).

Nachdem nun ein kurzer Blick auf die wichtigsten Forschungsperspektiven und -desiderate geworfen wurde, dienen die nachstehenden Seiten einer kurzen Begriffsklärung, die wichtige Charakteristika des Begriffs von Autonomie benennt.

2.2 Autonomie – eine Definition

Der Begriff der Autonomie bezeichnet, wie er aus der Philosophie und politischen Theorie bekannt ist, im wörtlichen Sinn „Selbstgesetzgebung“, im weiter gefassten Sinn auch „Selbstbestimmung“ (Goertz & Witting, 2019). Das Nomen wird aus den griechischen Bestandteilen autós – selbst und nómos – Gesetz abgeleitet. Unser noch heute gültiges Verständnis von Autonomie ist wesentlich von der Moralphilosophie nach Immanuel Kant geprägt. Doch schon seit der Frühen Neuzeit wird Autonomie als zentraler Begriff in der politischen Ideengeschichte verhandelt. Zentral ist das Verständnis von Autonomie in Bezug auf die Selbstgesetzgebung, welches durch die Setzung von Vorschriften und Gesetzen im politischen System und das Verhalten einer autonomen Person zur politischen Gemeinschaft beeinflusst wird. Autonomie als Begriff wird in Abgrenzung zum Begriff der Autarkie, welcher auf den Bedeutungen Selbstherrschaft, Selbsterhaltung oder Selbstständigkeit fußt und vom Begriff der Heteronomie, welcher mit Fremdbestimmung übersetzt werden kann, verwendet.

Ausgehend von den Naturrechtslehren von Thomas Hobbes und den Vertragstheorien von John Locke und Jean-Jacques Rousseau wird postuliert, dass ein Mensch über sich selbst bestimmen kann, aber eine ihm übergeordnete Instanz benötigt, um diese ‚Autonomie‘ aufrechtzuerhalten. Im anarchischen, staatenlosen Naturzustand sei der Mensch der Willkür eines anderen Menschen ausgesetzt und müsse daher aus diesem Naturzustand heraustreten. Den Ausweg aus dem Naturzustand bietet bekanntlich ein Gesellschaftsvertrag.

Unter der Zustimmung der Bürger*innen wird eine Institution – ein Staat – erzeugt, welcher zugleich das Zusammenleben der Menschen regulieren soll sowie von den Menschen selbst konstituiert wird.⁶ Demnach ist der autonom handelnde Mensch Begründer*in und Bewahrer*in des Gesellschaftsvertrags, welcher jederzeit – unter der Androhung eines Zurückfallens in den Naturzustand – aufgekündigt werden könnte.

Dass Autonomie aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln betrachtet werden kann, zeigt eine Suche im Staatslexikon, welches mittlerweile auch online zur Verfügung steht.⁷ Der Begriff wird aus vier Sichtweisen diskutiert: Aus einer philosophischen, politisch-ideengeschichtlichen, rechtlichen und sozialetischen. Diese haben jedoch einige Grundprinzipien gemeinsam, welche hier in aller Kürze angeführt werden. Die Selbstgesetzgebung wird seit Immanuel Kant an ein Vernunftverständnis gekoppelt. Das vernünftige Handeln wird von moralischen Vorstellungen geprägt und solle nach Kants Theorien für alle Menschen gleichermaßen gelten. Mit dem 19. Jahrhundert bekommt der Autonomie-Begriff eine neue Wendung: Er wird durch eine systematisierende Betrachtungsweise in Richtung Politik getrieben, so muss eine Politik gewährleisten können, dass sich Bürger*innen eines politischen Gemeinwesens in ihrer Selbstgesetzgebung selbst verwirklichen können (Frankfurter Arbeitskreis für politische Theorie & Philosophie, 2015, S. 6-7).

⁶ Aktuelle Theorien dazu werden im Werk Institutionen des Politischen: Perspektiven der radikalen Demokratietheorie (2020) von Herrmann, Steffen und Flatscher, Matthias verhandelt.

⁷ Ein Eintrag zu Autonomie ist hier zu finden: www.staatslexikon-online.de/Lexikon/Autonomie.

„Die Politik kann also nur dann legitim sein und legitime Maßnahmen, Handlungen und Ordnungen generieren, wenn sie eine Autonomie in der beschriebenen Weise realisiert, wobei das Kriterium der Vernünftigkeit zudem meistens fordert, dass die Betroffenen sich als vernünftige Wesen einbringen, dass es Verfahren gibt, die das Einbringen aller sichern, oder dass es strukturelle Einschränkungen der möglichen Reichweite und des möglichen Charakters politischer Entscheidungen gibt.“
(Frankfurter Arbeitskreis für politische Theorie & Philosophie, 2015, S. 7)

Wie schon nach einigen Zeilen deutlich wird, hängt der Begriff der Autonomie mit dem Begriff der Freiheit sowie mit dem Begriff der Moral zusammen. Dieser Zusammenhang wird jedoch seit den 1970er-Jahren von feministischen Theoretiker*innen kritisch hinterfragt – dazu später mehr.

Für diese Arbeit ist es wesentlich, das Verständnis von Autonomie innerhalb der Arbeitswissenschaften zu beleuchten. Dafür werden Ausführungen von unter anderem Ralph Siehler herangezogen. Siehler betont, dass Autonomie innerhalb einer Arbeit keine Utopie mehr sei, sondern vielmehr – in vielen Bereichen in der modernen Wirtschaftswelt – eine Tatsache (Siehler, 2006, S. 7). Für Siehler steht außer Frage, dass die Arbeitssphäre immer weiter in die Privatsphäre eindringt und so versteht er den Begriff der Arbeitswelt als einen Begriff, der sich über unsere „plural verfasste Gesellschaft (eben auch, aber nicht nur) über Arbeit und deren Verteilung sowie politische und soziale Organisation definiert“ (Siehler, 2006, S. 8). Sinnvoll sei nach Siehler, eine Analyse des Autonomiebegriffs in Bezug auf die Beeinflussung auf die individuelle Lebensführung einer Person.

Die Arbeitswissenschaften müssen sich diesen neuen (konzeptionellen) Herausforderungen stellen, wenn sie die durch „gesellschaftliche und ökonomische Veränderungen verbundenen Prozesse auf der Ebene der Arbeit und auf der Ebene ihrer Organisation begreifen und mitgestalten wollen“ (ebd.). Siehler bedient sich an Fragestellungen, die er der Organisationspsychologie zuordnet, um die Verbindung von Autonomie und Macht in den Fokus nehmen zu können sowie an theoretischen Ausführungen von Axel Honneth, wenn es um die Dimensionen des Sich zu sich selbst Verhaltens geht (Siehler, 2006, S. 13).

In seinem Werk *Autonomie in der Arbeitswelt* zeichnet er den Wandel eines Verständnis von Autonomie in Bezug auf die Arbeit(swelt) nach⁸. So analysiert Ralph Sichler, dass seit dem 19. Jahrhundert Autonomie als zentraler Begriff für die Weiterentwicklung in der Arbeitswelt dient.

„Die Vorstellung, dass sich der Mensch in der Arbeit und durch seine Arbeit in die Lage versetzt, selbstbestimmt zu handeln, gewann für die individuelle und gesellschaftliche Entwicklung immer mehr an Bedeutung.“ (Sichler, 2006, S. 15)

Sichler zufolge war noch bis zum letzten Drittel des 20. Jahrhunderts die Idee von Autonomie davon geprägt, dass sich die Menschen von „jeglicher Repression“, die durch Arbeit und ihrer sozioökonomischen Organisation einhergeht, befreien wollten (Sichler, 2006, S. 15). Heute hingegen sei „die Forderung nach Autonomie eine Folge der gegenwärtigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung selbst“ (ebd.). Betriebe seien nun auf autonom handelnde, individuelle und kollektive „Systemeinheiten“ angewiesen und so sei die Selbstorganisation eines Individuums ein zentraler Faktor, damit Wirtschaftssysteme/Organisationen überhaupt noch funktionieren könnten (ebd.). Sichler kommt hier zu einem zentralen Punkt: Ging es früher darum, Autonomie gegenüber dem sozialen und ökonomischen System zu erlangen, sei es heute vielmehr so, dass Autonomie als zentraler Teil des bestehenden Systems angesehen werde. „Selbstbestimmung im Bezugsrahmen der Arbeit wird damit zu einer Verpflichtung und zwingenden Notwendigkeit für das Individuum und für die Organisation in Wirtschaft und Verwaltung“ (Sichler, 2006, S. 15). Daraus schlussfolgernd ergibt sich für ihn, dass Veränderungen des Begriffs der Autonomie auch eng mit dem Wandel in der Arbeitswelt zusammenhängen. Schon hier kann also erkannt werden wie wichtig es ist, Begriffe auf deren Verwendung und Aktualität abzuklopfen. Für Sichler selbst ist besonders wichtig hervorzuheben, dass Autonomie nicht als „instrumenteller Wissensbegriff“ konzipiert werden sollte, sondern vielmehr als reflexiver Wissensbegriff, welcher zu den „Wissensinhalten des Arbeitshandelns in eine evaluierende Beziehung“ treten müsse (Sichler, 2006, S. 22).

⁸ Nachzulesen ab Seite 15.

Sichler plädiert dafür, dass ein neuer Autonomiebegriff entwickelt werden müsse, welcher genügend Raum für ein reflexives sich zu sich Verhalten aufrecht halten sollte. Autonomie müsse mehr als kontextabhängiger Interaktionsbegriff verstanden werden, der sich formen lässt und sich in Beziehung setzt zum „individuellen, kollektiven oder generalisierten Anderen“, so der Psychologe (ebd.).

Nach den hier angeführten Einordnungen des Begriffs der Autonomie wird nun aufgezeigt, warum die theoretischen Überlegungen von Michel Foucault rund um Gouvernementalität heute noch eine hohe Relevanz aufweisen.

2.3 Regierung durch Selbstregierung – Gouvernementalität

Das Individuum steht in unserer westlichen bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft einer immer größeren Erwartungshaltung gegenüber. Neoliberale Transformationsprozesse führen dazu, dass das Individuum weniger vom gesellschaftlichen repressiven Druck ‚von oben herab‘, Zwang oder gar Gewalt angetrieben wird, sondern vielmehr vom Wunsch der Selbstoptimierung, welcher ‚von innen heraus‘ wirkt. Nach Michel Foucault werden diese neuen Herrschaftstechniken als Selbstregierungs- und Selbstführungstechniken bezeichnet, diese appellieren an den eigenen Verantwortungssinn des Individuums, sich bestmöglich an die gesellschaftlichen Anforderungen anzupassen und sich im Laufe des Lebens immer neu zu justieren, um möglichst konform und in Ruhe leben zu können (Maihofer, 2018, S. 35). Thomas Lemke (2000, S. 29) beschreibt es in Bezug auf Foucault folgendermaßen: Es gehe darum, jene Punkte zu analysieren, wo die Techniken der Herrschaft so auf das Individuum einwirken, dass diese sich selbst beeinflussen, ebenso müssen jene Punkte, wo sogenannte Selbsttechnologien in Zwangs- und Herrschaftsstrukturen übergehen untersucht werden.

Kritik bedeutet „die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden“, so lautet ein Zitat des französischen Philosophen Michel Foucault, welches in diversen Kontexten verwendet wird (Foucault, 1992, S. 7). Doch was bedeutet dermaßen? Und wer bestimmt dieses Maß?

Michel Foucault deutete Begriffe neu und gab sich nicht damit zufrieden, bestehende Definitionen hinzunehmen. Er hinterfragte die Herkunft sowie Verwendung von Begriffen, und so kam es, dass er oftmals über Jahrzehnte hinweg an der Herkunft von Begriffen und deren Ursprung forschte. In seinem Werk *Archäologie des Wissens* können Eindrücke gesammelt werden, wie umfangreich er sich mit der Entstehung von Begrifflichkeiten beschäftigte. Die Geschichte eines Begriffs „ist nicht Stein für Stein die Konstruktion eines Gebäudes“, sondern vielmehr wandelbar und von Interruptionen geprägt (Foucault, 2016, S. 531-532).

Doch Foucault untersuchte nicht nur die Geschichte von Begriffen – er hinterfragte auch deren Entstehung und Entwicklungen. Er besetzte und definierte Begriffe neu und führte durch seine theoretischen Ausarbeitungen Begrifflichkeiten wie Gouvernementalität ein. In einer sehr verkürzten Form kann der Begriff der Gouvernementalität als „die Art und Weise, mit der man das Verhalten der Menschen steuert“ zusammengefasst werden (Foucault, 2019, S. 261). „Gouvernementalität bezieht sich hierbei auf die jeder Form von Regierung immanente Rationalität“ (Michalitsch, 2012, S. 114). Diese Rationalität richtet sich im modernen Staat auf die (bürgerliche) Bevölkerung, diese werde durch die Denkweise der politischen Ökonomie und „Disziplinarmechanismen“ geprägt (Foucault, 2017, S. 106-107). Bei Foucault und dessen Begriff der Gouvernementalität geht es darum, die Regierungskunst per se zu untersuchen. Isabell Lorey (2006) versteht Foucaults Gouvernementalitätsbegriff als Begriff, der die „strukturelle Verstrickung zwischen der Regierung eines Staates und den Techniken der Selbstregierung in westlichen Gesellschaften“ erläutert.

Fragen wie: „Wie wird durch die Entstehung des Liberalismus die Form der Regierungskunst verändert?“, können exemplarisch angeführt werden. Foucault analysierte unter anderem Amerika, Frankreich und Deutschland. Nach ihm ist es wichtig hervorzuheben, dass der Liberalismus in Amerika eine „ganze Seins- und Denkweise“ darstellt. Der Liberalismus entwickelt sich nicht hin zu einer Technik, sondern ist eher eine „Art von Beziehung zwischen den Regierenden und Regierten“ (Foucault, 2019, S. 304).

Der französische Philosoph stellte ab dem 18. Jahrhundert einen gravierenden Wandel fest: Er verzeichnete eine Erstarkung der politischen Ökonomie und analysierte, dass sich die politische Ökonomie immer mehr darauf fokussierte, zu versuchen zu verstehen, wie sich beispielsweise eine Erhöhung von Steuersätzen auswirken würde. Wichtig hierbei sei zu erkennen, dass von der politischen Ökonomie nicht analysiert werde, welche Bedingungen beispielsweise diese Erhöhung begünstigen oder gar vor dem Volk rechtfertigen, nein, es gehe vielmehr darum, die Auswirkungen zu betrachten, als deren Legitimation der Einführung (Foucault, 2019, S. 32).

Durch die politische Ökonomie, so Foucault, kommt es zu einem Zeitalter, in dem die Regierung nie genug weiß, um entscheiden zu können, ob sie zu viel oder zu wenig regiert. Das ehemalige Prinzip der Gerechtigkeit wird abgelöst von einem Zuviel oder Zuwenig an Regierungstätigkeit (Foucault, 2019, S. 36). Beispielsweise wurden Zolltarife eingeführt oder Steuern erhöht und als rechtmäßige Ausübung der Feudalrechte aufgefasst (Foucault, 2019, S. 37). Diese Entscheidungen basierten jedoch nicht auf moralischen Grundsätzen à la richtig oder falsch, sondern wurden am Maßstab der eigenen Wahrheit gemessen (ebd.).

Doch wie kam es dazu? Aus seinen Nachforschungen schlussfolgerte er, dass es seit dem 18. Jahrhundert zu vermehrten Regulierungsmaßnahmen kommt. Fragen nach den Aufgabengebieten des Staates, zu den Maßnahmen, die von ihm gesetzt werden sollten, sowie zu den Bereichen, für die er Verantwortung übernehmen sollte stellten sich laut Foucault im 18. Jahrhundert, als sich die bürgerliche Gesellschaft als Korrelat des Staates herauskristallisiert (Foucault, 2019, S. 502). Wurden die Regierungstätigkeiten davor noch daran gemessen, ob die Tätigkeiten mit moralischen, natürlichen oder gar göttlichen Gesetzen einhergingen, kam es nach und nach dazu, dass die Regierungstätigkeit eben eher an einem Zuviel oder Zuwenig gemessen wurde. Foucault schlussfolgerte, dass von nun an die Herrschaft „der Wahrheit als Prinzip der Selbstbeschränkung der Regierung“ Einzug erhielt (Foucault, 2019, S. 38). Ein neues Zeitalter bricht an: Regierung und Wahrheitsproduktion verschränken sich.

Statistiken werden erstellt und schaffen eine Distanz zur Bevölkerung. Foucault kommt zu dem Schluss, dass die „Naturalität“ der Bevölkerung in den Mittelpunkt rückt (Foucault, 2019, S. 505). Doch was ist damit gemeint? Die staatliche Funktion verschiebt sich: Der Staat trägt nicht mehr die Verantwortung für „die Menge von Untertanen“, sondern für die Bevölkerung „als einer Gesamtheit natürlicher Phänomene“ (ebd.). Das neue Credo lautet: Die bürgerliche Gesellschaft muss verwaltet werden, so soll diese jedoch nicht mehr reglementiert, sondern reguliert werden. Um dies bewerkstelligen zu können, benötigt es eine Grundlage – Ökonomen und Statistiken dienen als neue Heilsversprecher (Foucault, 2019, S. 502). Durch Ökonomen wie Adam Smith oder auch David Ricardo kommt es zu einer Umdeutung von Arbeit: Arbeit wird auf den Faktor Zeit reduziert (Foucault, 2019, S. 306). Waren und Dienstleistungen wird ein fiktiver Wert zugeschrieben: Es zählt nicht mehr per se die Qualität, sondern vielmehr die Quantität der Produktionsleistung und die daraus abgeleiteten Zahlen und Fakten. Fragen wie: „Wie viel kann innerhalb eines festgelegten Zeitraums produziert werden?“, beeinflussen von nun an das Denken, Kalkulieren und somit das wirtschaftliche Geschehen. Es kommt, nach Foucault, zu einer Veränderung der Sichtweise auf Arbeit: Arbeit wird nur noch anhand von quantitativen Variablen berechnet (ebd.).

Das Erbauen von großen Industriestandorten und Fabrikhallen führt zu einer neuen gesellschaftlichen Ordnung. Das Industriezeitalter bricht an und verändert nicht nur die Arbeitsteilung, sondern auch das Familien- und somit gesellschaftliche Leben. In ihrem Aufsatz *Geschlechterregierung und politische Ökonomie: Was Adam Smith damit zu tun hat, dass Frauen heute weniger als Männer verdienen*, beschreibt die Ökonomin Gabriele Michalitsch, wie Adam Smith aktiv dazu beitrug eine geschlechtliche Arbeitsteilung zu verfestigen. Die Aufteilung von Erwerbsarbeit und Hausarbeit wurde dabei von Smith nicht explizit formuliert, aber als Gegebenheit in seinen Werken verfestigt, so ihre Schlussfolgerung. Michalitsch (2010, S. 129) erläutert weiter, dass Smith davon überzeugt gewesen sei, dass Arbeitsteilung ein fester Bestandteil werden müsste, um die Nation zu Wohlstand und Reichtum zu führen.

Michalitsch beschäftigt sich in ihrem oben genannten Aufsatz damit, aufzuzeigen, inwiefern Adam Smith dazu beitrug, dass die Lehren der politischen Ökonomie bis heute noch auf Androzentrismen beruhen. Der Begriff Androzentrismus bezieht sich darauf, dass „in Begriffen, Theoremen oder ganzen Theorien“ eine gewisse Geschlechtlichkeit (meist heteronormative) inbegriffen ist, die jedoch nicht thematisiert wird. Es geht dabei um eine Universalisierung von Mann zu Mensch (Precht & Burkhard, 2008, S. 25). Michalitsch expliziert diese Annahme am Begriff der Ökonomie: Ökonomie bezeichnete das System der „Versorgungswirtschaft“, welche als Basis das ganze Haus „oikos“ hatte (Michalitsch, 2010, S. 123). Doch ab zirka Mitte des 18. Jahrhunderts stand nicht mehr „das Haus“ – die passende Versorgung der Familie – im Fokus, sondern vielmehr der Wohlstand der Nation. Dieser Wohlstand oblag allerdings einem besseren Verständnis der Produktionsleistung und dieses baute auf quantitativen Analysen auf (ebd.). Die Versorgung der Familie hing nun demnach nicht mehr von der Familie selbst ab, vielmehr wurde die Verantwortung auf den Staat übertragen. Die Sicherung des Wohlstands der Nation rückte in den Mittelpunkt und um diesen Wohlstand gewährleisten zu können, musste eine passende Regierungsmethode entwickelt werden – eine marktbasierende Arbeitsteilung war die Folge.

Michel Foucault (2019, S. 30) dazu: „Unter ‚politischer Ökonomie‘ versteht man aber auch im weiteren und, wenn Sie so wollen, auch praktischen Sinn jede Regierungsmethode, die geeignet ist, den Wohlstand einer Nation zu sichern“.

Michalitsch zeichnet auf den darauffolgenden Seiten nach, wie es Smith anlegte Frauen und Männer zu unterscheiden. Dabei streicht die Ökonomin hervor, dass es einerseits zu geschlechterbedingten Zuweisungen kam, wie beispielsweise, dass junge (bürgerliche) Mädchen keiner Schulbildung bedürfen, da sie Sittsamkeit, Keuschheit und Sparsamkeit ausreichend durch ihre Erziehung erlernen könnten, andererseits zeigt sie auch auf, dass Smith Begriffe wie Markt implizit mit Männlichkeit gleichsetzte (Michalitsch, 2010, S. 128-131). Sobald ein Mann genug verdiente, um die Familie zu ernähren, bestand kein Grund dafür, dass die Frau ebenfalls arbeiten ginge. Es kam zu einer Einführung, welche nach Hardt und Negri als familiärer Lohn bezeichnet werden kann:

Die produktive Arbeit des Mannes wird entlohnt und wird sogleich als „Bezahlung für die unentgeltliche reproduktive Arbeit“ der Frau angesehen (Hardt & Negri, 2000, S. 409). Der familiäre Lohn verfestigt somit das Bild, welche Arbeit bezahlt werden solle und welche nicht – der männliche Alleinverdiener bestimmt also das Haushaltsbudget (ebd.).

Anders verhielt es sich bei niedrigen Einkommen: Dort galt, dass beide einer Erwerbsarbeit nachgehen sollten, damit der Lebensunterhalt bestritten werden konnte. Daraus schlussfolgert Michalitsch, dass es vor allem in der bürgerlichen Sphäre zu einer Hierarchisierung von Mann und Frau (die Frau wird abhängig) sowie gleichzeitig zu einer Klassenteilung kam. Die sogenannte unsichtbare Hand des Marktes bestimmt, welche Produkte gefragt sind und somit auch welche Arbeitsleistungen. Die Wiener Ökonomin resümiert: „Ökonomie wird als Markt definiert, den Smith der Öffentlichkeit zurechnet, zu der Frauen gewöhnlich lediglich auf den untersten Rängen – als Arbeiterin oder Dienstinne – Zutritt erhalten. Bürgerlichen Frauen hingegen bleibt dieser gänzlich verwehrt“ (Michalitsch, 2010, S. 131).

Dies gelingt vor allem dadurch, dass Smiths Ideen nicht repressiv von ‚oben‘ – durch die Regierung – auf die Gesellschaft oktroyiert, sondern vielmehr von der Gesellschaft selbst umgesetzt werden, beispielsweise durch eine Eheschließung (ebd.): Verdient der Mann genug, um seine Frau zu ernähren und somit für den Lebensunterhalt zu sorgen, schickt es sich nicht, dass die Frau ebenso arbeiten geht. Wenn die (bürgerliche) Frau nicht darauf angewiesen ist, ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten, benötigt sie auch nur begrenzte Bildung. Dies führt zu einer gender-basierten Spaltung der Gesellschaft, in: bürgerliche gebildete Männer, welche aktiv am gesellschaftlichen Leben u.a. durch Erwerbsarbeit teilnehmen und bürgerliche, rudimentär gebildete Frauen, die vor allem als Begleitung ihrer Ehemänner in der öffentlichen Sphäre vertreten sind. Es kommt zu einer neuen Definition: der bürgerlichen, erwerbslosen und daher – wirtschaftlich gesehen – unfreien Frau. Dieser hier umrissenen Redefinition von Abhängigkeit wird nun im anschließenden Kapitel nachgegangen.

2.4 Zur Redefinition von Abhängigkeit

Auch die amerikanische Theoretikerin Nancy Fraser widmet sich in ihrem Werk *Die halbierte Gerechtigkeit* dem gesellschaftlichen und ökonomischen Wandel des 18. Jahrhunderts. Fraser zeichnet anhand des Begriffs der Abhängigkeit nach, inwieweit sich ein Wertewandel – ausgehend vom 18. Jahrhundert – vollzog.

Im sogenannten vorindustriellen Zeitalter wurde im englischen Sprachgebrauch Abhängigkeit mit Unterordnung assoziiert. Diese Abhängigkeit bezog sich jedoch vor allem auf das Verhältnis von Staat und Gesellschaft (Fraser, 2016, S. 186). Diese ‚Abhängigkeit‘ fiel auch nur wenig ins Gewicht, da die Zeit des Feudalismus herrschte und so gut wie jede Person von einer anderen Person abhängig war (ebd.). Noch im 17. Jahrhundert konnte nur eine „vereinigte Körperschaft“ unabhängig sein (Fraser, 2016, S. 187). Nach Frasers Analysen war ein Mensch/ein Individuum nur dann unabhängig, wenn er über Grundbesitz verfügte und somit keiner Arbeit nachgehen musste (Fraser, 2016, S. 186). Abhängig zu sein bedeutete wiederum, für eine andere Person arbeiten zu müssen, um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können.

Da dies größtenteils der Fall war, war Abhängigkeit eher der Normalzustand. „Abhängigkeit war also eine ganz normale Lage, stand für eine soziale Beziehung und hatte nichts mit einem individuellen Charakterzug zu tun. Sie hatte deshalb nicht das Odium moralischer Schande“ (ebd.). Spannend dazu sind Frasers weiterführende Recherchen: Sie verweist darauf, dass sie weder in englischen noch in amerikanischen Wörterbüchern vor dem 20. Jahrhundert Definitionen von Abhängigkeit finden konnte, welche als abwertend gedeutet werden könnten (Fraser, 2016, S. 186-187). Ganz im Gegenteil: Fraser (2016, S. 187) erläutert, dass Abhängigkeit mit Begriffen wie „Vertrauen, Verlässlichkeit, [sic!] das Einstehen füreinander“ gleichgesetzt wurde. Trotz dieser positiven Konnotationen verweist Fraser sogleich darauf, dass Abhängigkeit eine rechtliche Unterordnung implizierte, da das vorindustrielle Zeitalter darauf aufgebaut war, einer sozialen Einheit anzugehören und diese hatte einen (rechtlichen) Vorstand: den König, den Feudalherren, den Großgrundbesitzer um nur einige zu nennen (ebd.).

Hier gilt es sich zu vergegenwärtigen, dass die gesamte gesellschaftliche Ordnung auf Abhängigkeitsverhältnissen aufgebaut war: „Für die ländliche Bevölkerungsmehrheit schloss dies keine einseitige ökonomische Abhängigkeit ein, weil die Arbeit von Frauen und Kindern im familiären Wirtschaftsgefüge für unabdingbar angesehen wurde“ (Fraser, 2016, S. 188). Somit war es eben nichts Besonderes, dass Frauen meist von ihren Männern abhängig waren, da Männer wiederum von den Lehnsherren abhängig waren. Diese Abhängigkeiten waren keinesfalls unproblematisch oder wurden einfach als gegeben hingenommen, nichtsdestotrotz waren diese Abhängigkeiten nicht per se gender-basiert, erläutert Fraser (ebd.).

Mit Mitte des 18. Jahrhunderts begann eine Diskussion um Unabhängigkeit. Der Begriff eroberte nicht nur den politischen, sondern auch den moralischen Diskurs. Wie auch Michael Hardt und Antonio Negri (2000, S. 102) zu bedenken geben, war die mittelalterliche Gesellschaft „hierarchisch-schematisch“ gemäß Stufen der Macht organisiert.

Die beiden beziehen sich in ihren Ausführungen ebenfalls auf Arbeiten von Michel Foucault und vermerken, dass sich durch die Moderne ein Übergang vom Paradigma der Souveränität zu dem der Gouvernamentalität einstellte (ebd.). Nach ihnen sei eine Souveränität eine Transzendenz „des einzigen ‚Befehlsstandes‘“, welche oberhalb des sozialen Bereichs wirke. Gouvernamentalität hingegen sei „die allgemeine Ökonomie der Disziplin, die quer durch die gesamte Gesellschaft“ verlaufe (ebd.).

Durch die vermehrte industrielle Produktionsarbeit kam es zu veränderten Arbeitsverhältnissen. Die Arbeitsteilung führte auch zu einer geschlechtsspezifischen und zu einer klassenspezifischen Zuschreibung. Fraser (2016, S. 190) erläutert: „Oder genau gesagt, bestimmte Abhängigkeiten waren etwas, dessen man sich schämen mußte, [sic!] andere wurden als natürlich und richtig eingestuft“. Mit den Veränderungen in Bezug auf die Arbeitsverhältnisse und der Arbeitsteilung kam es auch zu einer Zunahme von sozialen Konstruktionen. Kriterien und Merkmale wurden geschaffen, welche die Varianten

der Abhängigkeiten unterschiedlich bewerteten (Fraser, 2016, S. 190). Abhängigkeiten, die für weibliche Personen als normal und somit für wahr und passend empfunden wurden, wurden für Männer als erniedrigend klassifiziert. Ein gravierender Paradigmenwechsel wurde vollzogen: Laut Fraser (ebd.) führte dieser dazu, dass Abhängigkeit nicht mehr ‚nur‘ in Bezug auf soziale Beziehungen gesehen wird, sondern ebenso einen „individuellen Charakterzug“ beschreibt. Die Theoretikerin sieht hier eine Verbindung zum „radikalen Protestantismus“ (ebd.). Nach Fraser beeinflusste dieser das Bild von einer individuellen Unabhängigkeit. Durch die sogenannte protestantische Arbeitsethik, welche Disziplin und Arbeit hochhielt, kam es zu einer Neubewertung der Arbeitsleistung: Die Forderung nach einem Lohn, der auch genügt, um die eigene Familie zu ernähren, sorgte für ein neues Verständnis von Unabhängigkeit (Fraser, 2016, S. 190-191).

Auch in Erich Fromms Ausführungen in *Die Furcht vor der Freiheit* wird eine ähnliche Parallele gezogen: Laut Fromm (2021, S. 82-83) kam es durch den Zusammenbruch des Feudalsystems auch zu erheblichen Veränderungen im Gesellschaftssystem: Die Erfolgchancen eines Individuums wurden nicht mehr durch seine Geburt und dessen Familienstand begrenzt, vielmehr lagen diese von nun an beim Individuum selbst. Einerseits befreite der Kapitalismus den Menschen von den traditionellen Fesseln seiner Klasse und bereite den Weg eines kritischen und verantwortungsbewussten Selbst, andererseits jedoch verstärkte der Kapitalismus das Gefühl von Bedeutungslosigkeit und Ohnmacht. Diese Empfindungen schreibt Fromm dem Prinzip der „individuellen Initiative“ zu (ebd.). Bezahlt werden für die eigene Arbeitskraft, für die eigene Arbeitsleistung wurde zur Norm erhoben und wer nun keiner „Lohnarbeit“ nachgehen konnte, wurde als abhängig tituliert (ebd.). Fraser sieht vor allem in der „postindustriellen Gesellschaft“ das Verschwinden der „guten“ Abhängigkeit (Fraser, 2016, S. 204-205).

Dieses Verschwinden führt sie einerseits auf die „formale Abschaffung der rechtlichen und politischen Abhängigkeit“ zurück und andererseits auf die Veränderungen, welche unter anderem durch emanzipatorische Bewegungen erwirkt wurden, wie beispielsweise, dass der Familienlohn eben nicht mehr ‚nur‘ vom männlichen Haushaltsvorstand erwirtschaftet wurde (Fraser, 2016, S. 205-206).

„Es ist nicht länger selbstverständlich, daß [sic!] eine Frau auf die ökonomische Unterstützung eines Mannes angewiesen ist oder daß [sic!] Mütter nicht auch berufstätig sein können. Somit steht eine weitere Form der Abhängigkeit, die in der industriellen Semantik positiv akzentuiert war, zur Disposition, wenn sie nicht sogar schlicht negativ beurteilt wird.“ (Fraser, 2016, S. 206)

Fraser zeichnet nach, wie die Stigmatisierung rund um den Begriff der Abhängigkeit wächst und immer weiter dazu führt, dass keinerlei Varianten der ‚guten‘ Abhängigkeit mehr aufrecht erhalten bleiben (ebd.). Unabhängigkeit wird immer mehr mit entlohnter Erwerbstätigkeit gleichgesetzt und so wird beinahe von jedem Menschen erwartet einer entlohnten Erwerbstätigkeit nachzugehen (ebd.).

Arbeit bekommt einen neuen Stellenwert: In der öffentlichen Sphäre wird einer Erwerbstätigkeit nachgegangen, diese Erwerbstätigkeit dient dazu, die private Sphäre zu sichern und gegebenenfalls sogar zu verbessern. Es kommt zu einer fundamentalen Veränderung: Desto mehr durch Erwerbsarbeit erwirtschaftet werden kann, desto mehr kann in der privaten Sphäre erreicht werden – sei es beispielsweise durch den Kauf von mehr Land. Dazu benötigt es allerdings den ‚Willen‘ einer Erwerbstätigkeit nachzugehen und genau hier kommen wir nun zum Kern der Sache: Zur Regierung durch Selbstregierung, denn die „Kunst des Regierens“, bestehe nach Foucault, so Lorey, eben genau darin, moderne Gesellschaften nicht von oben – repressiv – zu regieren, sondern vielmehr eine Verlagerung nach innen – Selbstdisziplinierung und Selbstbeherrschung sind die neuen Schlagwörter einer modernen Gesellschaft (Lorey, 2006).

2.5 Die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden

Eine Werkzeugkiste ist nicht gleich eine Werkzeugkiste. Es kommt auf die Herkunft, auf die Größe, auf die Qualität des Inhaltes an. Ähnliches kann auch über Theorien gesagt werden.

In diesem Kapitel geht es darum, aufzuzeigen, wie unser (westliches) Wirtschaftssystem unter anderem darauf aufbaut, dass wir uns selbst verwalten, dass wir uns selbst regieren. Gelingen soll dies durch das Heranziehen von theoretischen Ansätzen aus der Arbeitswissenschaft und Ausführungen von Michel Foucault.

Foucault hinterlässt durch seine Studien und Analysen wie beispielsweise zur Sexualität oder zum Gefängnissystem ganze Werke, die aufzeigen, wie umfangreich Analysen gemacht werden müssen, um bestmöglich Dinge einerseits abbilden und andererseits hinterfragen zu können. Er behauptete nie, dass er ‚die Wahrheit‘ (er)kenne oder gar wisse, wie diese auszusehen habe. Vielmehr gibt er in seinen Werken zu bedenken, dass immer wenn jemand glauben könnte, er/sie (er)kenne die Wahrheit, Vorsicht walten zu lassen sei, da wir alle Dinge aus einer gewissen Historizität und Kontextualität bewerten.

Foucault dazu: „[J]ede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit“ (Foucault, 1978, S. 51). Wahrheit soll jedoch mit Foucault nicht grundsätzlich als sozial konstruiert gefasst werden. Sie (die Wahrheit) ist vielmehr „die Wirklichkeit selbst in der Geltung bestimmter Bedingungen“ (Schneider, 2001, S. 299). Foucaults Werke lehren genauer hinzusehen und dieses genaue Hinsehen wird auch in dieser Arbeit in Hinblick auf den zu analysierenden Diskurs praktiziert.

Der Psychologe Ralph Siehler hat schon in seinem 2006 erschienenen Werk *Autonomie in der Arbeitswelt* darauf verwiesen, dass sich der Begriff der Autonomie ändert. Autonomie werde heute und in der heutigen Arbeitswelt „mehr oder weniger abverlangt“ (Siehler, 2006, S. 7). Diese Autonomie bezieht sich dabei auf mehrere Ebenen, Siehler erläutert:

„[A]uf die Gestaltung des Arbeitsinhalts, auf die Auswahl von Methoden, auf die Regulation von Arbeitsschritten, auf die zeitliche und räumliche Organisation von Arbeit und nicht zuletzt auch auf das Management der Koordination von Arbeit und Lebensführung.“ (ebd.)

Sichlers Anliegen kann so gefasst werden, dass er aufzeigen will, inwiefern die individuelle Lebensführung nicht mehr von der Arbeitswelt zu trennen ist. Hierbei gilt es neben den theoretischen Ausführungen von Sichler und Michael Frey immer wieder mit Hilfe von Michel Foucault zu hinterfragen, welche Mechanismen dazu beitragen, dass diese angesprochene Verschmelzung erfolgt.

Durch die Flexibilisierung von Arbeit, sei es räumlicher oder auch zeitlicher Natur, wird den Erwerbstätigen mehr Freiraum und Selbstverwaltung zugesprochen. Was zu anfangs vielleicht sehr verlockend klingt und sich auch in Stellenausschreibungen gut präsentiert, muss einer genauen Überprüfung standhalten. Denn Flexibilität bedeutet oftmals auch mehr Eigenverantwortung. Beispielsweise zieht Michael Frey in seinem Werk *Autonomie und Aneignung* projektbezogenes Arbeiten heran. Unter dem Schein von mehr autonomen und selbstorganisiertem Arbeiten paart sich oftmals das Gefühl von Fremdbestimmung und Belastung.

Projektbezogenes Arbeiten beinhaltet meist, die Arbeitszeit frei einteilen zu können und bei Spitzen mehr zu arbeiten, um dann als Ausgleich nach Projektende wieder geregelter und gegebenenfalls weniger zu arbeiten. Doch oft ist dies nicht der Fall. Die vermeintliche freie Einteilung und Leitung von Mitgliedern eines Projektteams spießt sich mit nur wenigen Kontrollmöglichkeiten und gleichzeitig hohem Druck, gute Arbeit zu einer gesetzten Deadline abzugeben. In diversen Fachbüchern wird hierfür der Begriff des unternehmerischen Selbst verwendet. Dabei leitet das Prinzip der Selbstorganisation an (Sichler, 2006, S. 61). „Einerseits werden Freiräume bei der Arbeitsausführung geschaffen, andererseits wird durch neue Formen der Kontrolle der Leistungsdruck erhöht“ (ebd.).

Sind Menschen dann noch in einem unbefristeten Vollzeitarbeitsverhältnis seien sie zunehmend in einer „neuen Doppelrolle“, da sie abhängig beschäftigt sind – im Gegensatz zur selbstständigen Erwerbsarbeit – und doch eigenverantwortlich (ebd.). „Sie arbeiten als unselbstständig Selbstständige“ (ebd.).

Michel Foucault ging in seiner 10. Vorlesung, abgehalten am 21. März 1979⁹, auf die sogenannte Gesellschaftspolitik ein. Im Rahmen dieser Vorlesung analysierte er, wie seiner Meinung nach „die Verallgemeinerung der Unternehmensform auf gesellschaftlichem Gebiet“ vorstättengeht (Foucault, 2019, S. 331). Theoretiker des Ordoliberalismus, wie Walter Eucken, Wilhelm Röpke und Alfred Müller-Armack hatten, laut Foucault den Wunsch, Prinzipien des Marktes gesamtgesellschaftlich auszuweiten. Nach Foucault ging es dabei darum, dass sich das Individuum bestmöglich in den Rahmen der Unternehmen einfügen sollte. Im Zuge dessen wurden unterschiedlichste Verhältnisse neu geordnet, wie beispielsweise die Verhältnisse zur Familie, zum Privateigentum, zum Haushalt, um nur einige zu nennen (Foucault, 2019, S. 334). Das Prinzip von Angebot und Nachfrage war dabei alles entscheidend. Alle Entscheidungen – bis ins kleinste Detail – sollten davon angetrieben werden. Das heute oftmals bezeichnete Kosten-Nutzen-Kalkül nahm Fahrt auf. Foucault (2019, S. 334) dazu:

„Einerseits handelt es sich natürlich darum, das ökonomische Modell im großen Maßstab zur Anwendung zu bringen, das Modell von Angebot und Nachfrage, das Modell von Investition-Kosten-Gewinn, um darauf ein Modell für die sozialen Beziehungen zu machen, ein Modell der Existenz selbst, eine Form der Beziehung des Individuums zu sich selbst, zur Zeit, zu seiner Umgebung, zur Zukunft, zur Gruppe, zur Familie.“

Doch, so Foucault weiter, erkannten Theoretiker wie Röpke selbst, dass das Prinzip des Wettbewerbs nicht eins zu eins auf die Gesellschaft bzw. auf das gesellschaftliche Zusammenleben übertragbar sei. Dafür benötige es moralische und kulturelle Werte, welche einen Rahmen setzen, um ein gutes Zusammenleben zu erreichen.

⁹ Es wird auf das Werk *Die Geburt der Biopolitik: Geschichte der Gouvernementalität II* Bezug genommen (Foucault, 2019).

Ihren Vorstellungen nach solle der Staat diesen Rahmen bilden, um unterschiedlichste Interessensgruppen im Zaum zu halten. Jedoch führte die Erstarkung des Marktes dazu, dass das ökonomische Modell schnell zu einer Art von Norm erhoben und der Staat und dessen Wirkungsmächte immer mehr in den Hintergrund verbannt wurden. Ökonomische Analyseschemata werden von nun an auf unterschiedlichste Bereiche ausgedehnt und so kommt es, dass sogar zwischenmenschliche Beziehungen einer Art von Berechnung unterliegen: Beispielsweise durch die Begutachtung, wie viel Zeit und Obsorge eine Mutter für ihr Kind aufwendet – frei nach dem Motto: Wie viel muss investiert werden, damit aus dem Kind was wird? Mit Foucault gilt es hier zu erkennen, dass dem sogenannten Humankapital immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Schlussfolgerungen, dass die verbrachte Eltern-Kind-Zeit sich direkt auf die Angepasstheit des Kindes auswirke, prägen das gesellschaftliche Bild.¹⁰ Das Humankapital des Kindes erhöhe sich, umso mehr Betreuungsleistungen von den Eltern selbst übernommen werden. Vor allem in kleinen Familien – also Familien mit wenig Kindern – sei dies zu beobachten (Foucault, 2019, S. 338). Auch Foucault ortete, dass der Ehe eine wichtige Rolle zukäme: Die Ehe fungiert als gesetzlicher Vertragsabschluss zwischen zwei Menschen und sichere geringe „Transaktionskosten“. Sie diene als wichtige Basis im neoliberalen System, da dieser Vertragsabschluss die Rahmenbedingungen regelt und Verhältnisse innerhalb dieser Rahmenbedingungen mitbestimmt (ebd.).

Doch wie ist das gemeint? Foucault meinte hier zu erkennen, dass das Prinzip der ökonomischen Rationalisierung so angelegt sei, dass es auf allen Ebenen zu wirken beginne – durch den Vertragsabschluss sollten Aushandlungsprozesse vermieden werden, da mehr oder weniger jede Partei wisse, welche Aufgaben ihr obliegen. Doch so einfach ist es eben doch nicht: Ein Zusammenleben besteht immer aus Aushandlungsprozessen und aus Geben und Nehmen – Foucault kommt im Rahmen dessen auf den Homo oeconomicus zu sprechen. Laut Foucault sollte dem Homo oeconomicus – wie er ab dem 18. Jahrhundert anzutreffen ist – besonderes Augenmerk geschenkt werden.

¹⁰ Ausführlich dazu: Foucault, Michel (2019). Die Geburt der Biopolitik: Geschichte der Gouvernementalität II. S. 319-323.

Mit Foucault kann von einer Komplizenschaft gesprochen werden zwischen der neuen gouvernementalen Vernunft und dem *Homo oeconomicus*, welcher „die Wirklichkeit akzeptiert und systematisch auf die Veränderungen in den Variablen der Umgebung reagiert“ (Foucault, 2019, S. 371). Für Foucault stand fest, dass der „*Homo oeconomicus* als Partner, als Gegenüber, als Basiselement der neuen gouvernementalen Vernunft“ dient (Foucault, 2019, S. 372). Die staatliche Handhabe über das Individuum verringert sich vermeintlich immer mehr und wird somit nicht mehr öffentlich praktiziert, vielmehr regelt der Markt die Geschehnisse. So auch im Bereich der Arbeitsmarktpolitik. Die arbeitsmarktpolitische sowie gesellschaftliche Lage wird anhand von Statistiken analysiert. Diese Statistiken dienen dann als Grundlage für Entscheidungen, da sie als repräsentativ angesehen werden. Wer diese zu welchem Zweck in Auftrag gibt wird nur selten hinterfragt. Sie dienen vielmehr als Fakten-basierte Grundlage für diverse Maßnahmen. Dabei wäre es wichtig offenzulegen wer die jeweilige Statistik in Auftrag gegeben hat, wie sich das Sample zusammengesetzt und welches Forschungsinstitut die Auswertung mittels welcher Methode erstellt hat. Statistiken wurden von Michel Foucault besonders kritisch und auf diverse Weise diskutiert. Beispielsweise erklärt er im Rahmen von Normierungsprozessen, dass mit Hilfe von Statistik versucht wird, die beste Norm zu finden. Diese gefundene Norm dient dann als Richtwert.

Um dies zu schaffen, werden nach Foucault sogenannte Disziplinarmechanismen eingeführt. Diese halten sich an Normierungen. Überspitzt formuliert werden diese Normen nach Foucault als Wahrheiten angesehen, welche aus anerkanntem Wissen kreiert werden. „Die Disziplinen werden folglich einen Diskurs führen, der der Diskurs der Regel sein wird, aber nicht der von der Souveränität abgeleiteten juristischen Regel; sie werden einen Diskurs der natürlichen Regel führen, das heißt der Norm“ (Foucault, 1976, S. 124). Die Normierung wird „mehr und mehr die Verfahrensweise des Gesetzes kolonisieren“ (ebd.).

Dieser kurze Exkurs ist wichtig, da diese Normen das ‚Normale‘ und zugleich das ‚Abnormale‘ bestimmen und somit unser Dasein und unser Selbstverständnis.¹¹ Dieses Selbstverständnis unterliegt vielen Einflüssen: Neben dem Wunsch, normal zu sein, um gut und erfolgreich durchs Lebens zu kommen, lernen wir gleichzeitig, wie wichtig es ist, besonders zu sein. Was diese Besonderheit dann wiederum ausmacht, unterliegt mindestens genauso vielen Bestimmungen wie das ‚Normale‘.

Meines Erachtens kann das auch in unserer Arbeitswelt erkannt werden. Einerseits gelten unzählige Qualifikationen sowie eine fundierte Ausbildung schon als normal, andererseits wird immer nach der Kirsche auf der Torte gesucht/nach dem gewissen Etwas.¹² Dieses gewisse Etwas ist dann eigentlich das Abnormale, die Abweichung der Norm. Diese spezielle Abweichung wird jedoch als positiv empfunden. Wie auch Lorey (2006) zu bedenken gibt, ist die Konstituierung des Normalen immer mit dem Hegemonialen verwoben.

Die Spaltung zwischen ‚guter Abnormalität‘ und ‚schlechter Abnormalität‘, mit den jeweils zugeschriebenen Merkmalen kann auch in der Arbeitswelt und somit in unserer Gesellschaft erkannt werden. Der ständige Drang nach Selbstoptimierung, um der Norm gerecht zu werden und dabei stets zu versuchen, noch ein Extra mehr zu erreichen, erhält das System. Die Schwierigkeit besteht allerdings darin, herauszufinden, welches Extra gerade als das Richtige definiert ist.

Ist es eine Teamsportart? Ein künstlerisches Hobby? Freiwilligendienst bei der Rettung oder doch jahrelange Vereinstätigkeit? Oder vielmehr die Fähigkeit, vier Sprachen fließend zu sprechen? Hier kann eingewendet werden, dass einfach dem nachgegangen werden soll, was Freude bereitet. Doch genau hier gilt es – nach meiner foucaultschen Auslegung – näher hinzusehen, denn warum bereitet mir jenes Tun mehr Freude als das andere? Und ist es wirklich so oder steckt da mehr dahinter? Sobald etwas dazu dienen kann, den Lebenslauf aufzubessern, sollte doch die eigene Motivation dahinter genau befragt werden.

¹¹ Die theoretischen Ausführungen von Michel Foucault rund um Normierung und Norm sind äußerst weitreichend und werden hier sehr vereinfacht und verkürzt dargestellt.

¹² Ausführlich dazu: Sichler, Ralph (2006). Autonomie in der Arbeitswelt. S. 37-40.

Hier kann das Schlagwort ‚soziale Anerkennungsverhältnisse‘ zum Zug kommen.¹³ Nach Michael Frey (2009, S. 85) können Arbeitsverhältnisse auf drei unterschiedliche Ebenen der sozialen Anerkennungsverhältnisse betrachtet werden: auf die gesellschaftliche, auf die betriebliche sowie auf die individuelle. Vor allem in Gesellschaften wie unserer (der westlichen Gesellschaft), die auch als „kapitalistische Arbeitsgesellschaft“ bezeichnet wird, wird soziale Anerkennung stark mit Erwerbsarbeit verbunden (ebd.).

„Der soziale Status einer Person sowie das daran gekoppelte Prestige bemessen sich in erster Linie über die ausgeübte Erwerbstätigkeit. Das bedeutet im Umkehrschluss zugleich, dass der Verlust oder der Ausschluss von Erwerbsarbeit mit sozialen Status- und Prestigeeinbußen einhergeht, was auf subjektiver Ebene oft auch zu entsprechenden Selbstwertkrisen führt.“ (Frey, 2009, S. 85)

Damit einhergeht, dass Menschen die keiner definierten Erwerbstätigkeit nachgehen, oftmals das Gefühl von Geringschätzung verspüren. Schon seit den 1980er-Jahren machen unter anderem feministische Forscher*innen darauf aufmerksam, dass Tätigkeiten im Bereich von Fürsorge nicht genügend Anerkennung zugesprochen wird. Unbezahlte Arbeit, die nicht als Erwerbstätigkeit gilt und vor allem im privaten Bereich erledigt wird, erhält unser System, ohne dabei als systemrelevant anerkannt zu werden. Frey verweist darauf, dass oftmals unter dem Begriff von „Postfordismus“ Diskussion rund um die Vereinbarkeit von Arbeit und Leben geführt wird (Frey, 2009, S. 161).

Wie kann eine Grenze zwischen der Arbeit und dem Privaten gezogen werden? Oder dient diese Grenze vielmehr dem Ziel, Dinge im Verborgenen zu lassen? Kann in einer Gesellschaft, die auf dem Modell von Vollzeitwerbstätigkeit aufbaut, je davon gesprochen werden, dass das Private/das Leben von der Arbeit zu trennen sei? Frey (2009, S. 161-162) analysiert hier unterschiedliche Ebenen von subjektiven Grenzziehungen und verweist sogleich darauf, dass diese Grenzziehungen auch immer von sozialstrukturellen Faktoren abhängen.

¹³ Michael Frey bezieht sich unter anderem auf Arbeiten von Regina Becker-Schmidt.

Wenn über Erwerbsarbeit gesprochen wird, kommt es sehr häufig zu der Aussage, dass die Arbeit Spaß machen muss. Da, wenn die Arbeit Spaß macht, man* sich auch besser damit identifizieren kann. Dem Ansatz, dass Arbeit Spaß machen soll, soll hier nicht völlig widersprochen werden, allerdings stellt sich die Frage, inwieweit es wirklich wichtig ist, dass man* sich mit seiner Erwerbsarbeit so weit identifizieren kann, dass sie Spaß macht. Diese Identifikation kann dazu führen, dass ein sogenanntes Abschalten noch schwerer fällt und Erfolge sowie Misserfolge – sprichwörtlich – mit nachhause genommen werden. Was wiederum das Argument stützt, dass das Private und die Erwerbsarbeit nur selten zu trennen sind. „Diese hohe Identifikation mit der eigenen Tätigkeit basiert auf den stark inhaltlich geprägten Arbeitsbezügen der Beschäftigten. Diese enden nicht an der Grenze des Betriebes, sondern erstrecken sich auch auf den außerbetrieblichen Lebensbereich“ (Frey, 2009, S. 163). Frey analysiert weiters, welche Arbeitsgruppen besonders davon betroffen sind. Diese Differenzierung spielt hier allerdings eher eine untergeordnete Rolle, da es vielmehr darum geht, einen Gesamtüberblick über die Strukturen zu erhalten, welche unsere Einstellung zur Erwerbsarbeit bestimmen.

Neue betriebliche Managementkonzepte orientieren sich am Leitbild des Unternehmens und setzen Rahmenbedingungen, welche das autonome und selbstorganisierte Arbeiten lenken. Laut Frey werden die Beschäftigten mit „den ökonomischen Rahmenbedingungen ihres eigenen Handelns“ selbst immer mehr konfrontiert, was in weiterer Folge bedeutet, dass sie nicht mehr bloß von der vorgesetzten Person abhängig sind, sondern vielmehr den „Sachgesetze[n] und Notwendigkeiten des Marktes und der Kapitalverwertung“ unterliegen – sie werden mehr und mehr zu „unselbstständigen Selbstständigen“ (Frey, 2009, S. 30). Dies führt dazu, dass einerseits immer mehr Verantwortung an die Erwerbstätigen abgeschoben wird, aber andererseits diese keine oder nur sehr wenig Entscheidungsbefugnisse haben. Der Druck auf einzelne Personen steigt, da durch diese Art der Mitarbeiter*innenführung der ‚Puffer‘ wegfällt.

Entscheidungen, die früher von einer Ebene darüber abgedeckt wurden, müssen jetzt oftmals von den mitarbeitenden Personen selbst getroffen werden, ohne dass beispielsweise die Entlohnung diesem Mehr an Verantwortung angepasst wird (Frey, 2009, S. 31-32). „Management und Unternehmensleitung zeigen sich so nicht mehr vorrangig in formalen Hierarchien, direkten Anweisungen und unmittelbaren Kontrollen, sondern vor allem als Bestimmende und Arrangeure von Rahmenbedingungen für das Handeln von Beschäftigten“ (Frey, 2009, S. 31). Die erwerbstätige Person unterliegt also dem ständigen Druck sich selbst bestmöglichst zu steuern und dabei die gesetzten Rahmenbedingungen zu befolgen und nicht zu überschreiten. Das ‚eigene Selbst‘ wird zu einem unternehmerischen Selbst.

2.6 Das unternehmerische Selbst

Diese angesprochenen, vom Unternehmen gesetzten Arrangements können auch als indirekte Steuerung angesehen werden. Beschäftigte unterliegen nicht mehr den direkten Anweisungen, die von Tag zu Tag oder von Woche zu Woche ausgegeben und kontrolliert werden, vielmehr werden Arbeitspakete geschnürt, die zu einer Deadline erledigt sein müssen, wann, wie und mit welchem Aufwand diese erledigt werden, wird dabei oftmals den Beschäftigten selbst überlassen.

Diese neue Art der Arbeitsteilung wird vielfach damit beworben, dass sie mehr Autonomie im Arbeitsalltag bringe. Doch nicht für jede Person ist diese neue Art von Arbeitsteilung geeignet, da sie zu Überforderungen und Mehrarbeit führen kann. Wenn Personen mit diesem Konzept der Aufgabenverteilung dann nicht umgehen können, kommt es zu einem Gefühl des Scheiterns. Doch wird dieses ‚Scheitern‘ dann oftmals auf der persönlichen Ebene verortet, anstatt den strukturellen Veränderungen und den damit einhergehenden neuen Herausforderungen oder sogar Problemen nachzugehen.

Die Bezeichnung *indirekte Steuerung* bezieht sich darauf, dass die Beschäftigten sich den Anforderungen unterwerfen und versuchen so viel wie möglich zu geben, damit sie diesen gerecht werden.

Dies führt beispielsweise soweit, dass Weiterbildungen nicht finanziell vom Unternehmen abgegolten oder außerhalb der Dienstzeit erledigt werden, da innerhalb der Dienstzeit zu wenig Zeit dafür gefunden wird. Das Individuum strebt nach Selbstoptimierung und immer höherer Leistungsfähigkeit – dies kann zu einer „totalitären‘ Vereinnahmung der Beschäftigten durch die betrieblichen Interessen“ führen (Frey, 2009, S. 14). Werden Termine, Kosten- und Gewinnmargen vorgegeben, zerfließen die arbeitszeitlichen Vorgaben oftmals. Frey (2009, S. 38) sieht hier ein Spannungsverhältnis zwischen „den möglichen Freiheitsgraden in der unmittelbaren Arbeitsausführung und den diese Freiheiten umgebenden Rahmenbedingungen und Zielvorgaben im Unternehmen“.

Wie Sichler in seinen Ausführungen beschreibt, ist Autonomie – bezogen auf das Arbeitsleben – nicht nur von Freiheitsgraden in der Ausführung abhängig, sondern vielmehr eine Frage der „individuellen und kollektiven Bezugnahme zu Arbeit“ (Sichler, 2006, S. 28). Viele Produktions- und Interaktionsprozesse werden rationalisiert und somit verändert. Das unternehmerische Selbst muss sich diesen neuen Gegebenheiten beugen und stets versuchen, am neuesten Stand zu bleiben. Veränderungen, die von Unternehmer*innenseite angestoßen werden, sind dann neue Gegebenheiten denen sich der/die Beschäftigte fügen muss. Diese können sich positiv wie negativ auf das Individuum auswirken.

Sichler plädiert im Zuge dessen, dass den gesellschaftlichen Verantwortbarkeiten von Rationalisierungseffekten mehr Beachtung geschenkt werden müsse (Sichler, 2006, S. 29). Individualisierungsprozesse in der Arbeitswelt können durchaus positive Effekte auf das Individuum und dessen Zugewinn an Autonomie haben, allerdings gibt Sichler zu bedenken, dass damit aber noch nicht festgestellt wird, wie sich dieser Zugewinn für die betroffene Person selbst äußert (Sichler, 2006, S. 36). „Gesellschaftliche Risiken werden zunehmend auf das Individuum verlagert. Aufgrund der Individualisierung und Autonomisierung des Einzelnen steigt der Druck der Organisation des eigenen Lebens“ (ebd.). Dabei entstehen neue Herausforderungen: Individuen müssen immer mehr und dabei meist unter Zeitdruck Entscheidungen treffen.

Um diese fundiert treffen zu können, müssen immer mehr Informationen verarbeitet werden und der Druck nach organisiertem Handeln steigt, um den Anforderungen gerecht zu werden. Sichler verweist darauf, dass mit diesem steigenden „Individualisierungsdruck“ auch ein steigendes „Sicherheitsbedürfnis“ einher geht (Sichler, 2006, S. 36). Für Sichler stellt Autonomie ein „soziales Konstrukt“ dar (ebd.). „Wer selbstbestimmt handelt, tut dies immer in Auseinandersetzung mit anderen Personen, Organisationen und Institutionen“ (Sichler, 2006, S. 37). Soziale Unterstützungssysteme müssen ein Fundament bilden, ohne dem sei selbstbestimmtes und selbstverantwortliches Handeln nicht möglich (ebd.). Sichler (2006, S. 37) versteht Autonomie also folgendermaßen: „Die Autonomie des Einzelnen geht aus dem Netz seiner Beziehungen zu anderen hervor“. Das unternehmerische Selbst jedoch ist beinahe ständig aufgefordert, mehr zu geben und sich abzuheben. So entsteht ein Spannungsgefühl zwischen dem Wunsch, sich mehr abzugrenzen und die jeweiligen Besonderheiten hervorzuheben und dem Gefühl des Verlusts, da eine gemeinschaftliche Basis verloren geht. Was in weiterer Folge auch dazu führen kann, das Gefühl zu entwickeln, sich selbst verloren zu haben. Durch „erhöhte Ergebnisverantwortlichkeit“ ist das Individuum aufgefordert, sich selbst und die damit einhergehende Arbeitsleistung selbst zu steuern.

Der Anspruch, dass Individuen ihr Glück und Erfüllung in der Arbeit finden, bildet den Mittelpunkt einer neuen Arbeitsmoral, diese bezeichnet Sichler als „Zwang zur Selbstverwirklichung“ (Sichler, 2006, S. 41). Sichler rekurriert auf eine These von Andreas Wittel¹⁴ aus dem Jahr 1998, dass beispielsweise auch Gruppenarbeiten als neue „Arbeits- und Organisationsformen“ einer Einführung und Verfestigung eines „bürgerlichen Arbeitshabitus“ dienen (ebd.). Dabei stehe das „Streben nach Selbstverwirklichung“ im Zentrum und diese Selbstverwirklichung solle eben in der Arbeitswelt erreicht werden (ebd.).

¹⁴ Nachzulesen in Wittel, Andreas. (1998). Gruppenarbeit und Arbeitshabitus. ZfS - Zeitschrift für Soziologie; ZfS, Jg. 27, Heft 3.

Diese Ausführungen dienen als wichtige Grundlage, um das Verständnis von Autonomie analysieren zu können. Denn wem dient es eigentlich, dass Selbstverwirklichung in der Arbeit gesucht wird? Dem Individuum selbst? Manchmal vielleicht ja, doch größtenteils kann hier durchaus behauptet werden, den Unternehmer*innen, die darauf vertrauen können, dass Menschen mehr geben als ein Lohn für beispielsweise eine 40 Stunden Arbeitswoche abdeckt.

An das bereits Ausgeführte anknüpfend, hinterfragen die nachfolgenden Seiten die vermeintliche Trennung von Heteronomie und Autonomie.

2.7 Heteronomie und Autonomie

„Die heteronome Moral orientiert sich an Sollsetzungen von Autoritäten, die autonome Moral hingegen an der Sinnhaftigkeit sozialer Regeln“ (Sichler, 2006, S. 231).

Unser Verständnis von Autonomie ist seit Immanuel Kant an moralische Vorstellungen geknüpft. Ein Subjekt könne demnach nur Autonomie erlangen, wenn seine Handlungen von Vernunft angetrieben werden. Gesellschaftliche Normen dienen als Richtlinien, welche Handlungen als vernünftig angesehen werden und somit den (bürgerlichen) Moralvorstellungen entsprechen. Sichler (2006, S. 247) formuliert Folgendes in Anlehnung an Kant: „Das autonome Subjekt ist vornehmlich ein moralisches Subjekt“. Unsere gesellschaftlichen Normen leiten unsere Moralvorstellungen an. Wer in einer Gesellschaft leben will, ohne dabei zu sehr anecken zu wollen, befolgt diese. Diese Arbeit will hingegen aufzeigen, dass es vielmehr darum gehen sollte, moralische Vorstellungen und die vorzufindende Realität abzugleichen, um dann Handlungsentscheidungen zu treffen, um von einer autonomen Entscheidung sprechen zu können.

Sichler (2006, S. 247) gibt zu bedenken, dass das „traditionelle arbeitspsychologische Autonomiekonzept“ einen starken deskriptiven Charakter aufweist. Damit ist gemeint, dass Handlungs-, Gestaltungs- und Entscheidungsspielräume analysiert und beschrieben werden (ebd.).

Er verweist darauf, dass Annahmen wie, dass Arbeitstätige prinzipiell danach trachten, ein Mehr an Freiheitsgraden in ihrer Arbeit zu erlangen, eine normative Setzung zur Folge hat und dass diese Annahmen einer empirischen Überprüfung bedürfen.

Sichler spricht davon, dass ein Verständnis von Autonomie sich über Fremd- und Selbstbestimmung hinwegsetzen sollte. Da heteronome Rahmenbedingungen – wie bereits angesprochen, sind hier gesellschaftliche Normen gemeint – nie durch Autonomie eines Subjekts aufgehoben werden könnten. Vielmehr ginge es darum, dass sich das Subjekt den Rahmensetzungen bewusst werde und dieses Bewusstsein in die jeweiligen Entscheidungen einfließen lasse.

„Wer autonom handelt oder Autonomie zu erlangen sucht, reflektiert in einer bestimmten Weise auf die Bedingungen und Möglichkeiten seines Daseins, um daraus neue oder auch bestätigte Praktiken des Umgangs mit der Welt, mit anderen Menschen und nicht zuletzt mit sich selbst zu etablieren.“ (Sichler, 2006, S. 178)

Hier gilt es zu beachten, dass Sichler selbst unter anderem einen Forschungsschwerpunkt in der Organisationspsychologie aufweist. Sein Ansatz, ein neues Verständnis von Autonomie in der Arbeitswissenschaft etablieren zu wollen, beruht darauf, dass er aufzeigen will, dass Menschen immer in Verbindung mit der Gesellschaft stehen bzw. Eingebunden in gesellschaftliche Verhältnisse sind und aus diesem Verständnis heraus versuchen sollten ihre Autonomie abzuleiten.

Auf den nachstehenden Seiten wird noch genauer auf Sichlers Ausführungen rund um Autonomie eingegangen, um das konzeptionelle Gerüst von ihm näher bestimmen zu können.

Wie bereits erwähnt, läuft Sichlers Projekt darauf hinaus, ein reflexives Autonomieverständnis zu etablieren. Dieses beinhaltet die Annahme, dass Determination und Willensfreiheit keine Kontraparte darstellen, sondern sich vielmehr bedingen.

Sichler (2006, S. 178-179) argumentiert, dass ein oppositioneller Begriff von Autonomie noch vor einigen Jahren durchaus wichtig war, da sich das moderne Subjekt erheben und aufzeigen musste, dass es Grundrechte braucht, um ein gutes gesellschaftliches Zusammenleben gewährleisten zu können. Daher musste sich das Subjekt vorerst individuelle und institutionelle Rechte erkämpfen.

Diese oppositionelle Kraft verliere jedoch immer mehr an Wirkmächtigkeit: Grundrechte sind gegeben und das Subjekt hat vielfach das Gefühl, Entscheidungen frei wählen zu können – doch genau hier liegt laut Sichler et al. die Krux der Sache: Heteronome Bestimmungen verschleiern zunehmend.

Wie bereits weiter oben thematisiert, waren viele Menschen von Lehnsherren abhängig und wussten um ihre Abhängigkeit Bescheid; heute hingegen sind diese Abhängigkeiten oftmals subtiler: Erwerbstätige unterstehen nicht mehr einem Lehnsherrn, sondern beispielsweise unserem Arbeitgeber, der uns Arbeitspakete samt Deadlines aufträgt und sich darauf verlässt, dass diese fristgerecht umgesetzt werden. Selbstbestimmung und Fremdbestimmung gehen ineinander über. Um auf das Beispiel zurück zu kommen: Ich kann selbst bestimmen, wann ich die Arbeit (innerhalb der Frist) erledige, jedoch kann es passieren, dass mich dieser Auftrag so lange unbewusst beschäftigt, bis ich ihn erledigt habe. Daraus resultiert, dass ich versuchen werde, diesen so schnell wie möglich abzuarbeiten – aus vermeintlich freien Stücken, auch wenn ich andere Dinge zu tun hätte. Kann hier also von selbstbestimmtem Handeln gesprochen werden? Sichler dazu (2006, S. 180): „Im Zentrum steht nun die Selbstbestimmung im Sinn von Selbstorganisation und Selbstbehauptung angesichts verschärfter Markt- und Wettbewerbsbedingungen“. Kann also der Begriff Autonomie noch fruchtbar gemacht werden? Wird den Ausführungen von Sichler gefolgt, dann durchaus. Er bezieht sich dabei u. a. auf Käte Meyer-Drawe, welche die Wichtigkeit dieses Begriffs hervor streicht. Denn selbst wenn Autonomie vielleicht nicht so erlangt werden kann, wie uns durch Philosophen wie Immanuel Kant versprochen wurde, diene der Begriff selbst als Chiffre. Als Chiffre, welche für eine humane Gesellschaft und gegen jede Form von Zwang und Fremdbestimmung einstehe (ebd.).

Nach Sichler (2006, S. 180) solle der Begriff Autonomie als kontrafaktischer Begriff eingeführt werden. „Mit ihm wird kritisch zu den jeweils vorherrschenden realen Lebensverhältnissen Selbstbestimmung gefordert, sei es bei den Individuen oder den sozialen Verhältnissen, in denen wir leben“ (ebd.).

Welche Verhältnisse finden wir vor und können wir diese so nutzen, dass uns ein Handeln möglichst frei vorkommt? Dass Autonomie eben nicht bedeutet, tun und lassen zu können wann und wie wir es wollen, wird klar sobald wir in einem intakten gesellschaftlichen Verhältnis leben wollen. Dazu gehört auch füreinander einzustehen und einander zu unterstützen.

Freiwillig, indem Hilfe aktiv angeboten wird oder fremdbestimmt, indem Fürsorgeleistungen erbracht werden müssen, da es der Person ohne Fürsorgeleistungen schlechter ergehen würde. Dabei zeigt sich, dass Autonomie und Heteronomie nicht voneinander zu trennen sind. Sie verschmelzen vielmehr: Positiv, indem eigentlich immer davon gesprochen werden kann, dass Menschen voneinander abhängig sind und negativ, indem darauf geachtet werden muss, dass das emanzipatorische Potenzial von Autonomie nicht völlig – von den vorherrschenden Verhältnissen – aufgesaugt wird. Ein gegenseitiges füreinander eintreten, ohne dabei von ungleichen Machtbeziehungen bestimmt zu werden, kann hier als positive Abhängigkeit benannt werden.

Wichtig ist nach Sichler (2006, S. 202), festzulegen nach welchen Motiven das Handeln angeleitet wird. Dies müsse eine Person selbst festlegen, damit sie sich „autonom im wahrsten Sinne des Wortes“ verhält, aber zugleich ihre gesellschaftliche Setzung mitreflektiert. So ein Verständnis von Autonomie ließe sich auch damit verbinden einzugestehen, dass wir immer durch äußere Einflüsse beeinflusst werden.

Sichler führt den Gedanken weiter: „Vielmehr müssen wir Autonomie als eine Kompetenz begreifen, die es dem Einzelnen erlaubt, in reflektierter Weise mit den äußeren und inneren heteronomen Einwirkungen auf sein Handeln und seine Existenz umzugehen“ (ebd.).

Genau so eine Art von Kompetenz bräuchte es auch im Arbeitsalltag, welche „im Zuge einer aktiven und reflexiven Auseinandersetzung mit den jeweiligen Arbeitsbedingungen“ ausgebildet werden müsse (Sichler, 2006, S. 20). Diese Art von Kompetenz würde dabei helfen, erkennen zu können, wann wir uns zu sehr unter Druck setzen lassen und unser Leben zu sehr vom Arbeitsalltag bestimmen lassen würden. Dieser Druck kann von außerhalb und direkt durch Vorgesetzte, Deadlines, Budgetrahmen, aber auch indirekt durch selbst gesetzte Ziele, erfolgen. Schlussfolgernd kann also davon gesprochen werden, so lange diese Kompetenz nicht erlangt wird, unterliegen Individuen einer Selbstgesetzgebung, die sie nicht ‚autonomer‘, ‚unabhängiger‘ oder gar ‚freier‘ macht, sondern sie vielmehr reguliert, begrenzt und das System erhält.

Um den vorherrschenden Bedingungen besser auf den Grund gehen zu können, gilt es eben auch Fürsorge unter die Lupe zu nehmen. Zu wenig wird oftmals darauf geachtet, welche Themen im Diskurs zu wenig Raum bekommen, daher erscheint es als äußerst wichtig, – auf den nächsten Seiten – Klischees rund um Fürsorge zu beleuchten.

2.8 Fürsorge und die gesellschaftliche Stigmatisierung

„Wer das Geld nachhause bringt, sagt wo es langgeht“, diese Einstellung/ dieses neoliberale Paradigma kann einerseits im gesellschaftlichen Zusammenleben immer wieder identifiziert werden, andererseits wird diese/s auch von Elisabeth Beck-Gernsheim im Aufsatz *Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang* thematisiert. Dieser 1983 erschienene Aufsatz dient im Werk *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen* herausgegeben von Sylvia Marlene Wilz „als Vergleichspunkt“, welcher aufzeigen soll, wie vieles in manchen Bereichen noch immer unveränderlich für Frauen und Männer erscheint und „wie schwierig es ist, eine eindeutige Beurteilung des Wandels der Bedeutung von Geschlecht abzugeben“ (Wilz, 2020, S. 5). Das Werk *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen*, herausgegeben von Sylvia Marlene Wilz, gilt als wichtiges Bezugswerk für dieses Kapitel.

Die Abwertungen von Betreuungsleistungen beruhen auf einer langen Stigmatisierung in Bezug auf Fürsorge in unserer westlichen Gesellschaft. Aus diesen Abwertungen entstandene Ungleichheiten bilden heute noch unsere vorherrschenden Strukturen, daher gilt es sich zu vergegenwärtigen, woher diese stammen.

Frauen werden der Natur, Männer der Kultur zugeordnet – viele Lesende und Gender-Studies-Interessierte werden damit schon konfrontiert worden sein. Carolyn Merchants einflussreiches Werk *Der Tod der Natur* geht unter anderem der Frage nach, wie es dazu kam und bietet auf rund 280 Seiten eine umfassende Analyse zum Verhältnis zu Mensch, Gesellschaft und Natur. Merchant (1994, S. 161) zeigt auf, wie unter anderem die protestantischen Auslegungen des 1. Korintherbriefs, dafür sorgten, dass den Frauen ein untergeordneter Rang zugeordnet wurde: Das „Weib“ habe als Gehilfin dem Manne zur Seite zu stehen (ebd.). Die Dichotomie von Natur und Kultur diene dem Ziel, die andauernde Ausbeutung der natürlichen Ressourcen zu legitimieren. Merchant beschreibt aber auch wie philosophische Bezugsrahmen entstanden, welche bis heute noch dafür sorgen, dass Weiblichkeit mit Natur während Männlichkeit mit Kultur assoziiert wird. Durch die physiologische Gegebenheit, dass Frauen Kinder gebären können, wird der Frau schon frühzeitig ein niedrigerer Rang als den Männern zugewiesen, da Gebären als „naturnäher“ titulierte wurde (ebd.). So erklärt die Philosophin Merchant, wie der Neuplatonismus des Plotins die christliche Philosophie und den Platonismus verschmelzen ließ (Merchant, 1994, S. 23). Diese Lehre teilte die weibliche Seele in zwei Teile: In den erhabenen Teil der Seele, der den göttlichen Ideen zugeteilt wurde und in den unteren Teil, genannt *natura*. Diese *natura* wiederum erzeuge die Erscheinungswelt (ebd.). Durch die platonische und neuplatonische Symbolik wurde die Trennung von Natur und Materie verfestigt. Die Natur und die Materie wurden der Frau zugeschrieben, die Ideen wiederum wurden männlich konnotiert.

Die aristotelischen Ausführungen wiederum führten so weit, dass Männern Aktivität und Frauen Passivität zugeschrieben wurde.

„Auf das Gesellschaftliche bezogen, sieht Aristoteles den Grund für die Herrschaft des Mannes im Hause in einer Analogie: so, wie die Seele den Körper beherrscht, sollen Verstand und Entschlußkraft, [sic!] die Charakteristika des Mannes, die sinnlichen Gelüste zügeln, die angeblich in den Frauen überwiegen.“ (Merchant, 1994, S. 26)

Aristoteles vertrat einen Biologismus, welcher die Frau als verstümmelten Mann benennt. Merchant (1994, S. 28-29) bezieht sich dabei auf Ausführungen von Aristoteles rund um die Beschaffenheit der Körper: Die Kälte des weiblichen Körpers würde das Menstruationsblut so beeinflussen, dass sich demnach kein Samen entwickeln könnte. Die Frau steuere passiv die Materie (den Leib), der Mann durch den Samen das Aktive, bei. Die Vorstellung von Aristoteles wurde auch auf die kosmologische Betrachtungsweise übertragen (ebd.). Merchant (1994, S. 29) belegt dies unter anderem mit Ausführungen von Nikolaus Kopernikus: „Die Bewegung der Himmel produziert Samen, der in Form von Tau auf die empfangende weibliche Erde fiel“.

Doch nicht nur Aristoteles anthropologische Ansichten wichen von denen Platons ab. Ebenso verwarf Aristoteles Platons Vorstellungen, dass das Private mit dem Öffentlichen zu tun habe. Für Aristoteles spielte die Sphäre des Privaten eine wichtige Rolle: Liebe, Freundschaften und Fürsorge wurden in dieser Sphäre verankert und kennzeichneten ein gutes Leben. Der Staat wiederum bestand für Aristoteles aus vielen kleinen Teilen. Eine große Rolle spielen dabei die Gemeinschaften von Herr und Knecht und Mann und Frau. Daraus wiederum ergibt sich die wohl wichtigste, die Verbindung von Vater und Kind (Kuster, 2019, S. 33-34).¹⁵

¹⁵ Friederike Kuster (2019) zeichnet in ihrem Einführungswerk zum Thema *Philosophische Geschlechtertheorien* auf den Seiten 32-35 unter anderem nach, wie Aristoteles das Verhältnis von Herr und Knecht auf das Verhältnis von Vater und Kind übertrug.

Nach Kuster (2019, S. 36) berief sich Aristoteles auf die Verfasstheit der Seele: Bei Sklaven, Kindern und Frauen sei diese defizitär und weise Mängel in Bezug auf Rationalität auf. Hier kommt es also zu einem wichtigen Einschnitt in die Philosophie-/Ideengeschichte: Durch die aristotelische Argumentationsweise wird Frauen der Sinn für Rationalität abgesprochen, um dann im Weiteren Frauen aus dem politischen Raum zu verdrängen.

Resümierend kann als davon gesprochen werden, dass die aristotelischen Ausführungen zur Folge hatten, dass Männlichkeit diskursiv mit Aktivität, Kultur, Vernunft und Geist gleichgesetzt wurde, während der Weiblichkeit das Natürliche, Emotionale und eine passive Körperlichkeit zugesprochen wurde (Bargetz, Ludwig & Sauer, 2015, S. 18). Somit entstand eine Dichotomie, die bis heute währt: der Männlichkeit wurde ein höheren Rang zugeordnet und dient von nun an als Leitbild. Dieses Leitbild prägt unser dualistisches Denken noch heute und bildet zugleich das Fundament unserer westlichen Werte.

Carole Pateman zeigt in ihrem Werk *The Sexual Contract* (1988) auf, wie sich diese Trennung von Männlichkeit und Weiblichkeit und die damit einhergehende Verdrängung der Frau in die Sphäre der Privatheit, in der Ideengeschichte manifestierte und seither unser gesellschaftliches Zusammenleben beeinflusst.

Unter anderem wird in Bezug darauf von Theoretiker*innen wie Pateman und Kuster dem Gesellschaftstheoretiker Jean-Jacques Rousseau eine wesentliche Beteiligung zugeschrieben. Pateman wählt exemplarisch den Begriff *l'homme*. Begriffe wie *l'homme* prägten Ideengeschichtlich ganze Epochen. Der viel zitierte Satz: „L' homme est né libre, et partout il est dans les fers“ (Rousseau, 2012) gilt als einer der Leitsätze der französischen Revolution. Der Mensch wird demnach frei geboren, liegt jedoch überall in Ketten. Für Rousseau werden diese Ketten unter anderem durch Klassenzugehörigkeit geschmiedet. Nach seinem Verständnis ist der Mensch frei und wird erst durch die Gesellschaft angekettet. Nach Rousseau ist der Mensch – anders bei Thomas Hobbes – im sogenannten Naturzustand gut und friedlich.

Erst durch das Aufkommen der Zivilisation entwickeln sich im Menschen Gefühle wie Eifersucht und Neid und dadurch bekommt, für Rousseau, der Gesellschaftsvertrag seine Legitimation. Dieser habe zum Ziel, das Zusammenleben der Menschen in der Gesellschaft zu regeln. Doch Theoretiker*innen wie Carole Pateman zeigen auf, dass l'homme nicht einfach Mensch, sondern vielmehr Mann in Abgrenzung zur Frau bedeutet. Zur Vergegenwärtigung muss nochmals betont werden, dass l'homme als Ausgangspunkt für die gesamte Theorie des Gesellschaftsvertrags von Jean-Jacques Rousseau diene. Friederike Kuster (2019, S. 87) dazu: „Mit Rousseau beginnt die Konzeptualisierung und Festschreibung der polarisierenden Geschlechtscharaktere, die für das bürgerliche Selbstverständnis bis ins 20. Jahrhundert leitend bleiben werden“. Kuster (2019, S. 88) beschreibt, wie die sogenannte anthropologische Wende der Aufklärung ab 1750 dazu führte, dass das Gesellschaftssystem und im Zuge dessen, das Geschlechterverhältnis neu verhandelt werden musste. Es begann ein gesellschaftlicher Umbruch: Das Feudalsystem bröckelte, hierarchische Systeme wurden hinterfragt und viele verloren ihre Gültigkeit.

Ein neuer Aushandlungsprozess wurde eingeleitet, die Gleichheit und Ungleichheit infrage gestellt und somit das Geschlechterverhältnis in ein neues Licht gerückt. Von da an bildet der Mann den Ausgangspunkt. Frauen wiederum werden in Bereichen wie der Religion sowie Philosophie oftmals als Mangelwesen dargestellt und dem Manne untergeordnet.

Denker wie Immanuel Kant sprachen Frauen ein Verständnis von Rationalität ab und wiesen ihnen ein anderes Verständnis von Moral zu. Naturalistische Zuschreibungen fanden immer mehr Anklang. Männern wird – bis heute noch – eher die vernünftige Art zugeschrieben, während Frauen eher als empfindsam, empathischer und diplomatischer bezeichnet werden. Zuschreibungen wie diese beanspruchen auch heute noch deren Gültigkeit und führen dazu, dass Frauen auch in der Arbeitswelt auf Unverständnis treffen, wenn sie für sich diese Rolle, diese Eigenschaften nicht einnehmen beziehungsweise erfüllen – dazu ein wenig später noch genauer.

Kuster (2019, S. 95) bezeichnet Jean-Jacques Rousseau als Differenztheoretiker – er propagiert eine Gleichheit, verweist jedoch darauf, dass Männer und Frauen unterschiedlich sind. Seine Werke nehmen, wie bereits erwähnt, dabei eine vielfältige Stellung in der (Ideen-)Geschichte ein. Seinen umstrittenen Ruf, in Hinsicht auf die Zuteilung von geschlechtsspezifischen Eigenschaften, erlangte er durch Ausführungen im Rahmen von *Émile oder Über die Erziehung*¹⁶.

„Die Postulierung einer anderen, nämlich weiblichen Natur konterkariert den Universalismus der normativen Diskurse der bürgerlichen Moderne, denen gerade ihre Allgemeinheit Legitimität verschafft hatte, und lässt diese sich an einer männlich-hegemonialen verkürzten Umsetzung brechen. Der revolutionäre Umbau der ständischen Gesellschaft endet in einer geschlechtsständischen Gesellschaftsordnung, in der den Frauen qua Geburt die persönliche und politische Selbstbestimmung versagt bleibt.“ (Kuster, 2019, S. 100)

Wie Bettina Heintz in ihrem Beitrag Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung in Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen schreibt, wurde die im 19. Jahrhundert entwickelte Vorstellung, der körperlichen Verschiedenheit von Mann und Frau und der damit einhergehenden Benachteiligung der Frauen erst zu einem markanten Problem, „als das Modell einer grundlegenden Verschiedenheit der Geschlechter durch die Vorstellung ihrer prinzipiellen Gleichheit ersetzt wurde“ (Heintz, 2020, S. 240).

Das Thema der Gleichberechtigung wurde von der privaten Sphäre in die staatliche verschoben. Nach Heintz (2020, S. 241) erfolgte diese Verschiebung unter anderem dadurch, dass immer mehr Länder Gleichberechtigungs- oder Anti-Diskriminierungsabkommen unterzeichneten, zugleich hätten viele Länder eine Formulierung mit aufgenommen, welche den Staat aktiv als Durchsetzer dieser Gleichberechtigungsmaßnahmen ausweisen würde. Gleichberechtigung, beziehungsweise die Vermeidung von Geschlechterungleichheiten wurde zur neuen Norm erhoben, dies hatte zur Folge, dass Geschlechterungleichheiten als ein soziales und als ungerecht empfundenes Problem wahrgenommen wurden (ebd.).

¹⁶ Eindrücke darüber können in Friederike Kusters Werk ab Seite 86 gesammelt werden.

Diese neuen Abkommen wirkten und wirken sich auch auf die Sprache aus: So kommt es, dass Begriffe wie beispielsweise l'homme auf deren Implikationen überprüft werden. Daraus ableitend gilt es also, Begriffe und deren Verwendungen immer wieder zu überprüfen. Denn nur wenn wir allmählich verstehen, welche Annahmen unser gesellschaftliches Zusammenleben noch immer regulieren, können wir ihnen den Kampf ansagen.

Viele Frauen unterliegen im vorherrschenden gesellschaftlichen System einer ‚Doppelrolle‘, bestehend aus Businesswoman und Hausfrau. Wie Karin Jurczyk in ihrem Beitrag erwähnt, handelt es sich dabei oftmals um den Typus von Frauen, die sie als „Chamäleonfrauen“ bezeichnet (Jurczyk, 2020, S. 86).

„Es zeigt sich tendenziell, dass Frauen auch bei eigener Berufstätigkeit Teile der Arbeit in der Familie selbst übernehmen, entweder, weil ihre Männer es ihnen nicht gut genug machen oder sie den Haushalt als ihre ‚Domäne‘, ihren Machtbereich, betrachten, in dem sie keine Einmischung wünschen. Häufig halten sie bewusst ihren Männern den Rücken frei, damit diese sich erholen können.“ (Jurczyk, 2020, S. 87)

Diese Frauen ändern je nach Gegebenheit „quasi bruchlos“ ihre Identität und Aktivität (Jurczyk, 2020, S. 86). Jurczyk analysiert dieses Verhalten unter dem Titel *Ambivalente Konstruktionen in veränderten Geschlechterverhältnissen bei Frauen*. Sie merkt dabei kritisch an, dass das Bewusstsein durchaus auf Egalität in der Partnerschaft ausgerichtet sei, jedoch käme es dann oftmals in konkreten Alltagssituationen dazu, dass die selbstbewusste Frau nachhause kommt, ihren Blazer ablegt und gegen eine Schürze eintauscht – dieses ‚Phänomen‘ führt Jurczyk auf eine tiefe Verankerung von hierarchischen Grundstrukturen von traditionellen Geschlechterverhältnissen zurück (ebd.). Jurczyk (2020, S. 87) spricht dabei kritisch an, wie das Loben von Männern dazu führt, diese Muster aufrechtzuerhalten, welches sich darauf bezieht, dass sie – die Frau – alle Befindlichkeiten abdeckt. Es sei beinahe selbstverständlich, dass der Mann nach seinem 8-stündigen Arbeitstag Zeit für sich brauche und eben keine Lust verspüre, den Haushalt zu ordnen.

Vielfach ist es noch immer so, erklärt Jurczyk, dass sich vielmehr eine Dankbarkeit zeigt, wenn Männer eben auch mit anpacken, anstatt es als selbstverständlich zu betrachten (ebd.). Die Theoretikerin bezieht sich auf Angelika Diezinger. Diezinger führt den Begriff „gebundene Individualisierung“ ein, welcher für sie eine „typische‘ Form“ von weiblicher Individualisierung abbilden soll (ebd.). Dieser beinhaltet die Annahme, dass Frauen ihre Individualisierung immer auch in Bezug auf Fürsorgeverantwortung sehen und diese aktiv mit einbinden, „wobei sie zur Aufrechterhaltung ihrer prekären inneren und äußeren Balancen und des Zusammenhalts ihrer Beziehungen mit Männern komplexe Strategien entwickeln“ (ebd.). Hier wird also ein wichtiger Punkt angezeigt: Nicht nur strukturelle Bedingungen sorgen dafür, dass viele Frauen dort stehen, wo sie stehen, sondern sie tragen auch aktiv dazu bei. Denn das ‚Problem‘ der Veränderungen der herkömmlichen Geschlechterverhältnisse führt zu Unsicherheiten, und zwar für Frauen und Männer. Da Veränderungen immer mit Unsicherheiten in Bezug auf vorherrschende Normen und Verhaltensweisen auftreten.

Individualisierung, Emanzipation, Selbstverwirklichung sind Schlagwörter, die auf ihren Einfluss auf das tägliche Leben durchdacht werden sollten, denn nicht jede*r kann sich den ‚Luxus‘ leisten auf eigenen Beinen zu stehen und manche wiederum sehen darin auch kein persönliches Problem und genau hier gilt es, näher hinzusehen und zu versuchen zu verstehen, was dahintersteckt und wie diese ‚individuellen‘ Bedingungen/Entscheidungen unser aller Leben beeinflussen. Nochmal Jurczyk dazu (2020, S. 88):

„Modernisierung für Frauen nur als ‚nachholende Individualisierung‘ im Sinn zunehmender Arbeitsmarktpartizipation zu interpretieren, greift daher zu kurz: Es verkennt die widersprüchliche Situation von Frauen in der ‚halbierten Moderne‘, in der sie als ‚Arbeitsbienen‘ in Beruf und Familie funktionieren, und dabei größtenteils auch in traditionelle Geschlechterkonzepte verstrickt sind.“

Noch schwieriger wird die Situation dann, wenn Ungleichbehandlungen so versteckt funktionieren, dass sie fast undurchschaubar sind. Beispielsweise wenn Annahmen über das zukünftige Verhalten einer Person aktiv auf die gegenwärtige Lage am Arbeitsplatz einwirken.

So führt Heintz (2020, S. 246) aus, dass vor allem bei Frauen aus dem Privatleben Schlüsse gezogen werden, die dann die Interaktion am Arbeitsplatz beeinflussen, ohne dass eben diese Annahmen explizit angesprochen beziehungsweise thematisiert werden. So liege eine Diskriminierung am Arbeitsplatz vor, der schwierig nachzugehen sei (ebd.). Sehr oft geht es dabei darum, dass von der Arbeitgeber*innenseite angenommen wird, dass Frauen eher dazu tendieren ihre Vollzeitbeschäftigung der Familie unterzuordnen. Stereotypische Annahmen wie diese verursachen Vorurteile und können dazu führen, dass Frauen für eine Vollzeitstelle nicht in Betracht gezogen werden, da sie ja durch eine Karenz ausfallen oder gar nach einiger Zeit das Unternehmen völlig verlassen könnten. Was wiederum bedeuten würde, dass die Stelle neu besetzt werden müsste und das wollen viele Unternehmer*innen vermeiden, somit entscheiden sie sich oftmals für einen Mann, da dieser – etwas polemisch gesprochen – meist maximal ein paar Wochen ‚Väterkarenz‘ beantragt.¹⁷

Wird eine Stelle weiblich besetzt – kommt es ähnlich wie bei Männern – oftmals zu Zuschreibungen. Wie bereits weiter oben in diesem Kapitel angerissen, wird das System der Zuschreibungen etwas bröckelig, sobald eine Frau dann eben nicht den jeweiligen Zuschreibungen entspricht. Denn vielfach ist es noch immer so, dass Frauen zugeschrieben wird, dass sie ‚besonders‘ empathisch, fürsorglich oder bekümmert im Arbeitsalltag agieren.

Diese implizierten Anforderungen konnten dazu führen, dass eine weibliche Person dann den Annahmen nicht entspricht und somit – aus Sicht der Unternehmer*innen – nicht für die Stelle geeignet ist. Für sie wiederum könnte dies ein Gefühl des persönlichen Gescheitert-seins verursachen, da ihr gar nicht verständlich gemacht wurde, woran es gescheitert ist. Anstatt dass aber die dahinterliegenden Annahmen aufgearbeitet werden, ist es vielmehr so, dass eben der Person ‚vorgeworfen‘ wird, sie passe nicht zu dieser Anstellung.

¹⁷ Näheres dazu [Karenzgeld: Väter nur mit 4,5 Prozent der Anspruchstage - news.ORF.at](https://www.orf.at/news/details/0271111) abgerufen am 10.12.2020.

Das Wesentliche hierbei ist, dass von einem Mann bei der gleichen Anstellung diese Eigenschaften wahrscheinlich nicht erwartet werden wurden, da sie irrelevant für die wirkliche Ausführung der Tätigkeit sind.

Vielfach ist es so, dass Frauen bei der Berufswahl nicht mehr von der Vereinbarkeit von Familie und Arbeit angetrieben werden, sondern durchaus von persönlichen Interessen. Jedoch, ist dieser Übergang von vermeintlichen Verpflichtungen vs. Interessen noch nicht ganz vollzogen, so kommt es zu einer allgemeinen Verunsicherung. Die vermehrten Möglichkeiten, sich auch in sogenannten Männerdomänen einen Platz erkämpfen zu können, vergrößern die Kluft zwischen Anspruch auf Selbstverwirklichung und vermeintlichen Verpflichtungen.

Die Planung einer Familie hat noch immer für Frauen eine andere Bedeutung als für Männer, da diese Planung maßgeblich in den Lebenslauf der Frau eingreift (Becker-Schmidt, 2005, S. 106). Noch immer fehlen in vielen Bereichen weibliche Vorbilder und so werden eigene Wege gesucht, die auch ein hohes Risiko bedeuten (Beck-Gernsheim, 2020. S. 38). Denn keinen vorgegebenen Weg zu beschreiten bedeutet, sich selbst und sein Dasein auch aufs Spiel zu setzen. Passt dann eine Anstellung nicht, wird dies oftmals als Scheitern beurteilt und kann durchaus dazu führen, dass Frauen sich ‚unfreiwillig‘ auf Familiendasein zurückziehen (ebd.). Gelingt diese Vereinbarkeit von Beruf und Familie jedoch, ist die Folge oft eine doppelte Herausforderung: Einerseits die erfolgreiche Karrierefrau abzubilden und andererseits das Gefühl, für das Familienwohl zuständig zu sein. Eine Folge davon ist, dass die Hausarbeit delegiert wird und zwar an andere Frauen.¹⁸

Die dargelegte, auf Binarität aufgebaute Geschlechterordnung ist heute noch prägend für unsere gesellschaftliche Ordnung, welche auf einer gender-basierten Arbeitsteilung fußt. Die Dichotomie von Produktion und Reproduktion ist nach wie vor so konzipiert, dass Prozesse, die als reproduktiv gelten, nicht der gesellschaftlichen, ökonomischen Sphäre zugeordnet werden und sogar als Nebenbeschäftigung abgetan werden.

¹⁸ Hierfür wird oftmals die Bezeichnung *globalen Betreuungsketten* verwendet.

Dieses Kapitel hat zum Ziel aufzuzeigen, wie unsere Gesellschaft noch immer von dieser weiblichen Doppelrolle geprägt ist und wie hoch dabei die Belastung für einzelne Frauen ausfallen kann. Ich denke, dass jede*r von uns eine sogenannte *Chamäleonfrau* kennt. Die Frage, die sich daraus für mich ergibt lautet: Wie können diese strukturellen Bedingungen aufgelöst werden, damit Haushalt, Hausarbeit und Fürsorge keine gesellschaftlichen Bruchlinien mehr abbildet, sondern vielmehr als Teil von unserem System anerkannt wird?

3. Diskursiver Kontext

Auf den nachfolgenden Seiten geht es darum, einen aktuellen Bezug zur vorherrschenden Situation herstellen zu können. Welche Folgen von Corona können schon jetzt erkannt und benannt werden? Welche Veränderungen werden gefordert und wo werden Probleme innerhalb der Arbeitswelt sichtbar? Und wie passen Homeoffice, Fürsorgeleistungen und Corona zusammen?

3.1 Fürsorge als Nebenbeschäftigung

Fürsorgeleistungen werden oftmals abgetan als etwas, das ‚nebenbei‘ funktionieren muss. Wie dieses nebenbei allerdings konkret ausgestaltet wird, unterliegt noch immer meist den weiblichen Familienmitgliedern. So kann das einerseits bedeuten, dass die Frau ihre Erwerbsarbeitszeit reduziert, völlig aufgibt oder sich alternative Möglichkeiten für die Betreuung einfallen lassen muss.

Um von der theoretischen Aufarbeitung rund um das Verständnis von Autonomie zur jetzigen Lage eine Brücke schlagen zu können, kann der Begriff der *Chamäleonfrau* dienlich sein. Die sogenannte Pandemie, ausgelöst durch COVID-19, führte und führt zu erheblichen gesellschaftlichen Veränderungen. Die Komplexität und deren Folgen kann vielfach erst erahnt werden. Hier für dieses Kapitel gilt, herauszuarbeiten, welche Auswirkungen schon jetzt erkannt werden können. Die bereits herausgearbeitete Doppelrolle der Frau wurde in vielen Familien wieder gestärkt und aktiv gefördert.

Ein Rückschritt hin zu vermehrter Häuslichkeit und die vermeintlich konservative Aufteilung von Hausarbeiten wurden in den letzten Monaten von vielen Forscher*innen problematisiert – dazu gleich anschließend mehr.

Die Pandemie und die daraus resultierenden Maßnahmen verursachen neue Aushandlungsprozesse von Begriffen. So kann in den letzten Monaten vermehrt der Begriff von Autonomie und Care gelesen werden. Wie Branicki in ihrem aktuell erschienenen Aufsatz *Ethics of Care and feminist* beschreibt, ist unser gesellschaftliches Zusammensein in den letzten Monaten davon geprägt, den Appell(en) zu folgen ‚uns zu kümmern‘. Wir sollen oder vielmehr müssen uns um uns selbst kümmern, um die Familie, um Freunde, um unsere Großeltern, um unsere Kinder, um die Schwachen (wobei Definitionen, wer als schwach angesehen wird, sehr zu hinterfragen sind), um das System, um den gesellschaftlichen Zusammenhalt, um unsere demokratischen Werte und zu guter Letzt natürlich auch um die Wirtschaft (Branicki, 2020, S. 877). Wir werden also angehalten, das System zu erhalten. Unsere individuelle Fürsorgeleistung wird nun so definiert, dass diese zum Wohl aller beiträgt und somit im gesamtgesellschaftlichen Kontext eine große Rolle spielt.

Solidarität und Zusammenhalt können als zentrale Begriffe ernannt werden – ein gegenseitiges aufeinander Acht geben steht im Fokus. Und bereits mit diesen wenigen Zeilen kann bewiesen werden, wie unreflektiert diese Appelle oder sogar Forderungen sind. Denn plötzlich steht Fürsorge wieder im Rampenlicht, doch dieses Licht unterliegt einem ständigen Schwanken, als wären die Leitungen defekt. Denn es erscheint so, als würde Fürsorge nur, wenn es den Aussagen von politischen Personen dienlich ist, ins Rampenlicht gerückt und somit in die Sphäre der Öffentlichkeit geholt, sobald es jedoch um genauere Maßnahmen geht, wie diese Fürsorgeleistungen strukturell unterstützt werden könnten, also was sich verändern müsste, fällt das Licht wieder aus und Fürsorge verliert den erhellten Platz der Öffentlichkeit und wird wieder in die ‚verdunkelte Sphäre‘ des Privaten verdrängt. Gegen die liberale Verhältnisbestimmung von Privatheit und Öffentlichkeit formulierten schon in den 1970er-Jahren Feminist*innen: Das Private ist politisch!

Seit nunmehr 50 Jahren erarbeiten unter anderen feministische, postkoloniale, queere Denker*innen Konzepte und zeigen dabei auf, dass diese Trennung in unserer heutigen Gesellschaft, erstens nicht mehr den realen Umständen entspricht und zweitens unsere auf Biologismen aufgebaute Geschlechterhierarchie stützt.¹⁹

Wie bereits erwähnt, ist es vielfach immer noch gesellschaftliche Praxis, dass die Aufrechterhaltung eines gut funktionierenden Familienlebens der Frau obliegt. Fürsorge wird dabei als Nebensache abgetan, bekommt aber hohen Stellenwert, wenn es darum geht, dass der Mann auch Teile davon übernimmt. Übernimmt der Mann Anteile der Betreuung ist es oftmals noch immer so, dass von einer besonderen partnerschaftlichen Übereinkunft gesprochen wird, da diese Übereinkünfte noch immer Ausnahmen sind.

Durch das Anhalten der Pandemie und das immer wieder erneute Ausbrechen von Infektionswellen gibt es mittlerweile schon die ersten empirischen Untersuchungen, welche diverse Auswirkungen der Pandemie untersuchen und bereits mit Zahlen untermauern können. Mehr oder weniger wird seit Ausbruch der Pandemie in Österreich und den angrenzenden Ländern mit März 2020 davor gewarnt, dass es zu einer Retraditionalisierung von Geschlechterrollen kommen kann. Mittlerweile gibt es einige erste Studien, die sich mit der COVID-19-Pandemie beschäftigen und untersuchen, inwieweit die Pandemie Geschlechterrollen wieder (re)traditionalisiert. Dabei geht es vor allem um die Aufteilung der Hausarbeit und der damit oftmals einhergehenden Fürsorgeleistungen. Eine eindeutige Bestätigung dieser These kann aus den bisher veröffentlichten Studien noch nicht belegt werden, jedoch sollen hier einige Tendenzen diskutiert werden.

¹⁹ Einen guten Überblick über die Diskussionen von Privatheit und Öffentlichkeit in der Politischen Theorie bieten die Ausführungen von Rosenzweig, Beate (2020). In Riescher, Gisela; Rosenzweig, Beate & Meine, Anna (Hrsg.), Einführung in die Politische Theorie: Grundlagen - Methoden - Debatten. Stuttgart: Kohlhammer.

Die zu Beginn der Corona-Pandemie getätigte Aussage, von der Berliner Soziologin Jutta Allmendinger, dass mit der Corona-Pandemie auch eine Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse einher ginge, wird knapp 1,5 Jahre später noch immer diskutiert (IZA, 2020). Feministische Autor*innen wie beispielsweise Lena Böllinger (2021) stehen dieser These eher skeptisch gegenüber, da diese These das gesellschaftliche Zusammenleben nicht breit genug in den Blick nehmen würde. Autor*innen wie Böllinger argumentieren vielmehr, dass Frauen einer Vielzahl von Ausbeutungen erliegen, diese dabei aber nur wenig Sichtbarkeit erlangen. Weiters hätte sich das gesellschaftliche Zusammenleben so verändert, dass nicht von einer Retraditionalisierung gesprochen werden könne, da die Anforderungen an die ‚moderne Frau‘ heute andere wären, als an Frauen in den 1950er-Jahren (Böllinger, 2021).

„Der eigentliche Skandal besteht nicht darin, dass Frauen mehr Sorgearbeit leisten als Männer, sondern darin, dass die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse Sorgende in körperliche und psychische Erschöpfungszustände treiben, sie prekarisieren und ihnen ein Leben in Altersarmut in Aussicht stellen.“ (Böllinger, 2021)

Diese Erschöpfungszustände können darauf zurückgeführt werden, dass Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse zunehmen. Eindeutige Zuweisungen von Geschlechterrollen brechen vermehrt auf und führen einerseits dazu, dass mehr Gleichberechtigung gelebt werden kann, andererseits allerdings Frauen oftmals in die eben schon mehrmals genannte Doppelrolle schlüpfen und zu sogenannten Chamäleonfrauen werden. Schon seit den 1990er-Jahren warnen Forscher*innen wie Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim davor. Durch die Infragestellung traditioneller Arbeitsaufteilungen erodieren gesellschaftliche Strukturmomente. Die Möglichkeit Dinge neu zu verhandeln bringt aber gleichzeitig mehr Unsicherheiten und genau diese Unsicherheiten bedeuten in Zeiten einer globalen Gesundheitskrise besonders hohe Belastungen. Die Politik hätte hier die Verantwortung, strukturelle Rahmenbedingungen so zu verändern, dass sie den Ansprüchen einer modernen Lebenssituation entsprechen.

Vielmehr jedoch wird die Verantwortung auf die Individuen übertragen und führt dazu, dass Menschen sich alleine gelassen fühlen, Depressionen vermehrt auftreten sowie das Gefühl des Nicht-Genügens stetig wächst. Die Autorin Margarete Stokowski bringt dies unlängst sehr pointiert auf den Punkt: „Selbstfürsorge bringt nicht viel, wenn man schlecht regiert wird“ (Stokowski, 2021). In Zeiten einer Krise können auch neue Verhandlungsräume entstehen. Doch um diese adäquat nutzen zu können, benötigt es Rahmenbedingungen, die Aushandlungsprozesse zulassen und diese Rahmenbedingungen müssen von der Politik zur Verfügung gestellt werden und dürfen nicht durch ein Gefühl der Überforderung erstickt werden.

Denn in einer Gesellschaft zu leben kann nicht bedeuten, jede*r muss selbst sehen wie er/sie durch die Pandemie kommt. Um gesellschaftlich und individuell Krisen meistern zu können, braucht es Sicherheiten, wie ein funktionierendes Betreuungssystem, damit sich Menschen nicht verloren fühlen.

Wie meine Ausführungen aufzeigen sollen, werden Fürsorgeleistungen demnach oftmals als ‚Nebenbeschäftigung‘ abgetan; als etwas, das nebenbei funktionieren muss. Doch noch ein weiteres gesellschaftliches Phänomen, welches die (neo-)liberalen Verhältnisbestimmungen aufrechterhält, soll hier andiskutiert werden: Das Phänomen des Eineinhalb-Personen-Berufs.

Die bereits zitierte Theoretikerin Karin Jurczyk bezieht sich auf Elisabeth Beck-Gernsheim, die schon in den 1980er-Jahren den Begriff des „Eineinhalb-Personen-Berufs“ einführte (Jurczyk, 2020, S. 84). Dieser Begriff bezeichnet das Phänomen, dass hinter jedem vollzeitbeschäftigten Mann eine Frau steht, die sich um den Haushalt und die damit oftmals einhergehenden Fürsorgeleistungen kümmert (ebd.). Sehr bezeichnend hierfür ist der Ausspruch: Hinter jedem starken Mann steht eine noch stärkere Frau. Diese Phrase findet noch immer eine häufige Verwendung. Spontan kann hier beispielsweise die Angelobung eines neuen Politikers genannt werden, wo sogleich die Familienverhältnisse und die starke Frau im Hintergrund begutachtet werden.

Diese mediale Aufmerksamkeit ist – etwas kritisch angemerkt – sehr bezeichnend für unser gesellschaftliches Zusammensein. Hinter diesem Begriff verbirgt sich das Konzept einer Partnerschaft welche darauf fußt, dass die (Ehe-)Frau ‚die Lasten des Alltags‘ von ihrem berufstätigen Mann fernhält. Übereinkünfte wie diese verursachen, dass die Frau finanziell von ihrem Partner abhängig ist, dieser jedoch seiner Vollerwerbstätigkeit nur nachgehen kann, da die Frau sämtliche Fürsorgeleistungen übernimmt.

In diesem Kapitel zeigt sich also, dass eine Thematisierung von Fürsorgeleistungen in Zusammenhang mit den neuen Herausforderungen in Bezug auf die Corona-Pandemie als zentral angesehen werden kann. Der veränderte Zusammenhang der Sphären der Öffentlichkeit und Privatheit rückt immer mehr ins Rampenlicht.

Unser gesellschaftliches System, welches noch immer darauf aufbaut, dass sich um Fürsorgeleistungen schon gekümmert wird, bringt Individuen an ihre Grenzen und verursacht oftmals das Gefühl eines persönlichen Scheiterns. Es benötige mehr Raum in der Öffentlichkeit, um Probleme, welche sich im Rahmen von Fürsorgeleistungen ergeben, klar anzusprechen. Selbst ‚das Beheben‘ von dadurch ausgelösten Krankheiten wie Depressionen oder Burn-Outs wird oftmals in die Sphäre der Privatheit verschoben, da beispielsweise Depressionen noch immer einer Tabuisierung unterliegen. Zeitgenössische Autoren wie Alain Ehrenberg zeigen jedoch auf, dass diese Krankheitsbilder von der gesellschaftlichen Situation ausgelöst werden und eben nichts mit persönlichem Scheitern zu tun haben. Die Frage eines selbstbestimmten Handelns wird dadurch noch mehr auf die Probe gestellt und zeigt auf, dass unser Erwerbssystem von Grund auf neu gedacht werden sollte. Im Rahmen von Homeoffice-Regelungen erfolgt eine neue Art der Entgrenzung von Arbeit, welcher nun im nächsten Kapitel nachgegangen wird. Da Corona und die damit einhergehenden ‚Flexibilisierung‘ in vielen Unternehmen nicht nur mehr Selbstbestimmung in Bezug auf die Arbeitseinteilung geschaffen wurde, sondern auch ein Ausbau an indirekter Steuerung erkannt werden kann. Denn auch in der Nutzung sowie in der Gewährung von Homeoffice werden Ungleichheiten sichtbar und diesen gilt es auf den nächsten Seiten nachzugehen.

3.2 Corona und Homeoffice

Eine zentrale Frage, die sich bei den Untersuchungen zum Thema Autonomie und Fürsorge in Verbindung mit Homeoffice stellt, lautet: Wer hat überhaupt Anspruch auf Homeoffice? Denn bei genaueren Überlegungen sind es vor allem sogenannte ‚Frauenberufe‘, die nur schwer ins Homeoffice verlagert werden können. Klassische Beispiele sind hier Pflegeberufe, welche im Rahmen von privaten oder staatlichen Einrichtungen wie Pensionsheimen ausgeübt werden, Krankenpfleger*innen, aber auch viele Dienstleistungen lassen sich nur begrenzt ins Homeoffice verlagern. Damit einhergeht, dass viele Frauen ihre Arbeitsstunden reduzieren oder vermehrt Sonderurlaub für Betreuungstätigkeiten konsumieren müssen. Beides wirkt sich auf die finanzielle Situation und damit einhergehend auf die finanzielle und eigenständige Absicherung aus. „Der Großteil der anfallenden Arbeit wie auch das Homeschooling wird von Frauen bewältigt. Sie stellen ihre eigene Erwerbsarbeit zurück, verschieben sie in die Abendstunden oder reduzieren sie“ (Speck, 2020, S. 138).

Neben dem Aspekt, dass diese Tätigkeiten ungleich verteilt sind und manche Tätigkeiten einfach nicht in die eigenen vier Wände verlagert werden können, schließt sich ein weiterer Aspekt an: Wenig wird darüber diskutiert, dass neben den materiellen und technologischen Ressourcen, um von zuhause aus arbeiten zu können, auch die physischen und psychischen Ressourcen, die Bereitschaft dazu, sich mit neuen technologischen Anforderungen auseinanderzusetzen benötigt werden und es einfach Menschen gibt, die mit diesen technologischen Anforderungen nicht umgehen können. Als Schlagwort kann hier der Begriff des digitalen Wandels angeführt werden.

Gab oder gibt es Probleme bei der Verlagerung der Arbeit ins Homeoffice ist auch eine Verschlechterung der Quantität und der Qualität der Arbeit nachzuweisen. Eine zusätzliche Beeinträchtigung der Arbeitsleistung kommt zustande, wenn noch Betreuungsleistungen erbracht werden müssen (Demmelhuber, 2020, S. 3).

Wie bereits erwähnt, können diese ersten Untersuchungen nur Tendenzen anzeigen, jedoch dienen diese dazu schon jetzt, Beeinträchtigungen besser adressieren zu können. So zeigt sich, dass Frauen eher angeben unter Beeinträchtigungen zu leiden, da sie vermehrte Probleme damit haben, Homeoffice und Fürsorgeleistungen für sie passend zu vereinbaren (Demmelhuber, 2020, S. 3-4).

Auch bei niedrigeren Haushaltseinkommen tendiert die häusliche/fürsorgliche Arbeit eher dazu, auf den Schultern der Frauen zu ruhen. Eine Betreuung zuhause würde zusätzliche finanzielle Belastungen verursachen und da die Frau oftmals weniger verdient als der Mann, liegt es nahe, dass sie zuhause bleibt und die Mehrstunden an Betreuung übernimmt (Kohlrausch & Zucco, 2020, S. 8).

Eine Veröffentlichung von Bettina Kohlrausch und Aline Zucco aus dem Frühjahr 2020 zeigt auf, dass diese Mehrbelastung Frauen trifft, selbst in Familien, wo zuvor die Sorgearbeit eher zu gleichen Teilen aufgeteilt wurde (Kohlrausch & Zucco, 2020, S. 7). Wenn darüber genauer nachgedacht wird, erscheinen diese Ausführungen sehr nachvollziehbar: Hat eine Frau beispielsweise erst unlängst ein Kind bekommen und befindet sich dadurch vielleicht bereits in der klassischen Rolle der Hausfrau, so erscheint es doch naheliegend, dass sie auch noch ein bisschen länger zuhause bleibt. Besonders in Zeiten, wo Betreuungsstätten wie Kinderkrippen immer wieder für einen längeren Zeitraum geschlossen bleiben, verzichtet meist die Frau darauf, wieder voll ins Berufsleben einzusteigen. Diese Entscheidung kann auch dadurch beeinflusst werden, dass es unter unseren vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen eher unrealistisch erscheint, dass die Frau wieder im Rahmen ihres gewünschten Stundenausmaßes ihren Job aufnimmt. Die Soziologin Sarah Speck bringt es folgendermaßen auf den Punkt: „Plausibilisiert wird dies in heterosexuellen Familienkonstellationen oft mit dem höheren Gehalt oder dem größeren Gewicht des Berufes des männlichen Partners“ (Speck, 2020, 138). Strukturelle Rahmenbedingungen, wie beispielsweise der Mutterschutz beziehungsweise dann in weiterer Folge die Karenz samt damit einhergehender finanzieller Unterstützung, dienen als Absicherung und sogleich als Hindernis, wieder ins Berufsleben zurückzukehren.

Besonders in Situationen wie diesen, wo die Schließung von Kinderbetreuungseinrichtungen sowie Kontaktverbote dazu führen, dass das Kind von einem Elternteil versorgt werden muss. Da die wirtschaftlichen Folgen für Unternehmen noch immer nicht absehbar sind, stellt sich auch die Frage, ob eine Aufstockung, dann in weiterer Folge, auf die vorherige Arbeitszeit überhaupt noch möglich ist (Kohlrausch & Zucco, 2020, S. 8). Was wiederum zu mehr finanzieller Abhängigkeit gegenüber dem Partner und möglicherweise soweit führt, dass die Frau für längere Zeit nicht mehr den Sprung über die Geringfügigkeitsgrenze schafft.

Dieses Gefühl an Mehrbelastung, welches viele Frauen verspüren, kann aber auch daher rühren, dass sie durch die Pandemie und deren Auswirkungen sehr oft spontan vom Office ins Homeoffice wechseln müssen. Viele Unternehmen legen ihren Mitarbeiter*innen nahe im Büro zu arbeiten, wird dann allerdings ein Corona-Verdachtsfall in der Schule gemeldet, ist es meist die Frau, die verständigt wird, um das Kind abzuholen. Dadurch steigt die Belastung deutlich, da es jederzeit dazu kommen kann, dass das Kind spontan Betreuung benötigt.

Die Struktur des Alltags wird immer wieder auf die Probe gestellt und vor allem Frauen unterliegen oftmals dem Gefühl, jederzeit bereit sein zu müssen, um von der Businesswoman in die Hausfrauenrolle zu schlüpfen. Das vormals gut strukturierte Leben unterliegt einer ständigen Probe und kann eben dazu führen, dass Frauen dazu tendieren ihre Stunden zu reduzieren, damit sie nicht noch zusätzlich mit Minusstunden konfrontiert werden.

Neben diesen doch recht negativen Aspekten in Bezug auf Corona und Homeoffice können auch positive erkannt werden: Fürsorgeleistungen werden oftmals in unserer Gesellschaft als Handicap titulierte (Jurczyk, 2020, S. 82). War es vor der Pandemie in manchen Unternehmen nahezu unmöglich, auch nur an Homeoffice zu denken, sind viele dieser Einschränkungen samt Befürchtungen gefallen, da es einfach klappen musste. Die oftmals belastenden Umstände des Pendels von der Arbeitsstätte zur Kinderbetreuung und wieder nachhause, fallen durch die Einrichtung der Möglichkeit von Homeoffice weg.

Fest steht auch für Speck (2020, S. 135), dass viele Unternehmen nun nicht mehr behaupten können, dass die Arbeit nicht ebenso gut von zuhause aus erledigt werden könnte. Doch sei unter den jetzigen Arbeitsverhältnissen die Gefahr sehr groß, dass dieses von-zuhause-aus-Arbeiten mehr oder weniger nahtlos in ein immer-weiter-Arbeiten abdriftet (Speck, 2020, S. 136).

Daher gilt auch hier zu hinterfragen, wie vielen es wirklich gelingt, berufliche Tätigkeiten von privaten Tätigkeiten zu trennen. Da, um dieses doch sehr polemische Bild wieder aufzunehmen, das Momentum wegfällt, wo die Frau nachhause kommt und aus dem Businessoutfit in die Schürze schlüpft, sondern vielmehr vielleicht den ganzen Tag in der Rolle der Schürzenträgerin verbleibt.

Nachdem nun die theoretisch-konzeptionellen Grundlagen dieser Arbeit ausführlich dargelegt wurden, wird nun auf die methodische Umsetzung dieses Vorhabens eingegangen.

4. Methode: Kritische Diskursanalyse

Um ein umfassendes Bild von den Auswirkungen der Corona-Pandemie erhalten zu können, gilt es in den nächsten Jahren noch viele Forschungsvorhaben umzusetzen. Diese qualitativ-feministische Sozialforschung, ist darauf ausgerichtet zu verstehen, welches Verständnis von Autonomie in diesem definierten Zeitraum vorherrschte und welche gesellschaftlichen Auswirkungen davon abgeleitet werden können.

4.1 Was ist ein Diskurs?

Ein Diskurs bildet nicht nur die gesellschaftlichen Verhältnisse ab, er gestaltet diese auch. Dieses Verständnis führt dazu, dass Diskursen keine passive Rolle, sondern vielmehr eine aktive Rolle zugeschrieben wird. Diskurse und Praxen bedingen einander und stehen in einem untrennbaren Verhältnis:

Ein Diskurs bildet nicht nur die vorherrschende Wirklichkeit ab und konstituiert diese, es besteht vielmehr ein Wechselverhältnis ohne auszumachende Trennschärfe für die eine oder andere Seite. Michel Foucault plädierte dafür, den Diskursbegriff breit zu denken:

„Ich setze voraus, daß [sic!] in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kraft und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen.“ (Foucault, 2014, S.11)

Macht, Wissen und Wahrheiten stehen nach Foucault in enger Beziehung. Wer wie und wann gehört wird, welche Aussagen als ‚Wahrheiten‘ anerkannt werden und was daraus resultiert, steht nach Michel Foucault in einer engen Verbindung und sollte daher immer genau hinterfragt werden. Viele feministische Theoretiker*innen nehmen sich genau diese Fragestellungen vor und erweitern dadurch auch unsere westliche Sichtweise auf einerseits philosophische und politische Theorien, und andererseits auf die Produktion unserer gesellschaftlichen Themen und damit einhergehenden Wissens.²⁰

Der von Foucault eingeführte Begriff des Dispositivs kann als Zusammenspiel von diskursiven und nicht-diskursiven Machtpraktiken in Verbindung mit der Produktion von Wissen verstanden werden. „[K]urz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes umfaßt [sic!]“ (Foucault, 1978, S. 120). Für Michel Foucault spielten vor allem sogenannte Mikropraktiken eine wichtige Rolle. Diese Praktiken werden von uns tagtäglich ausgeübt, ohne dass uns diese durchgehend bewusst sind; gestalten jedoch unseren Alltag. Diese Mikropraktiken werden einerseits von gesellschaftlichen Diskursen geprägt, andererseits können diese auch Bruchlinien aufweisen und zwar beispielsweise genau dann, wenn unser Tun nicht mehr mit unserem Wissen übereinstimmt.

²⁰ *Can the Subaltern Speak?* von Gayatri Chakravorty Spivak aus dem Jahr 1985 kann hier als wichtiges Werk angeführt werden.

Um dies an einem Beispiel zu veranschaulichen: Ich trenne täglich den Müll genauso, wie es mir meine Eltern beigebracht haben. Plötzlich fällt mir auf, dass Taschentücher gar nicht in den Papiermüll gehören. Ich passe also mein Verhalten dem jetzigen Wissensstand an und unterwerfe somit mein tägliches Tun der vorherrschenden Ordnung – in diesem Fall in Bezug auf die Mülltrennung. Anhand dieses einfachen Beispiels kann zweierlei erkannt werden: Das Diskursfragment zerstört die Ordnung und stiftet sogleich eine neue. Diskurse leiten demnach individuelles Handeln an. Aber – um auf die Ausführungen weiter oben Bezug zu nehmen – leiten Diskurse auch gesellschaftliches, gesetzliches und staatliches Handeln an. Denn oftmals hinken Gesetze unserem täglichen Tun hinterher. Um beim oben gewählten Beispiel zu verbleiben: Viele Menschen trennen den Müll genauer als das Gesetz dies vorgibt, durch ihr Verhalten und die Diskussionen darüber problematisierten jedoch viele diesen Umstand und so kam es, dass auch von staatlicher Seite mehr Wert auf Mülltrennung gelegt wurde. Werbekampagnen wurden ins Leben gerufen, um besser über die richtige Mülltrennung zu informieren.²¹

Nach Foucault gilt es jedoch genauer darauf zu achten, was nicht gesagt wird. Und was ‚hinter‘ dem Gesagten steckt und was mittels Gesagten versteckt bleiben soll.

Foucaults Werke zeigen auf, wie dem nachgegangen werden kann, hinterlässt jedoch keine fertige Methode. Vielmehr geben seine Werke Anleihen dafür, wie Wissen entsteht und wie dieses hinterfragt und/oder analysiert werden sollte.

Wie bereits weiter oben zitiert, hat nach Foucault jede Gesellschaft ihre eigene Ordnung/ihre eigene Wahrheit. Mechanismen und Instanzen lassen gewisse Aussagen als wahr gelten und verurteilen andere als Unwahrheiten. Nach diesem Ansatz wird die Wirklichkeit gedeutet und nicht erkannt. Und genau hier setzt die Kritische Diskursanalyse nach Jäger (Jäger & Jäger, 2007, S. 7-8) an: „Und sie wird unterschiedlich gedeutet, je nach Interessenlage, nach Zielvorstellungen,

²¹Nachzulesen u.a. unter [“Mülltonnensong” wirbt für richtige Mülltrennung und gegen Littering](#) (15.07.2021). Verfügbar unter www.vienna.at.

Traditionen und unterschiedlicher Geschichte. Daher gibt es immer einen Streit um Wahrheit, um die Geltung von Normen, Werten, Gültigkeiten“.

Der Sprachwissenschaftler Siegfried Jäger versuchte seit den 1980er-Jahren in Zusammenarbeit mit dem Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) ein ‚praktikables‘ Verfahren zu hinterlassen, wie empirische Analysen bewerkstelligt werden können. Seiner Ansicht nach, sind Human- und Sozialwissenschaften immer politisch; die Wirklichkeit werde schon immer von ihnen gedeutet, wobei eben das wissenschaftliche Subjekt auch mitbedacht werden muss. Denn der/die Forscher*in baut auf seinem/ihren Wissen auf, welches reflektiert werden muss.

Im Rahmen der Kritischen Diskursanalyse geht es darum, diskursive Sagbarkeitsfelder aufzuzeigen, „diese zu interpretieren und einer Kritik zu unterziehen. Das hat zur Folge, dass auch die Diskurspositionen der Analysierenden in diese Analysen einfließen“ (Jäger & Jäger, 2007, S. 15). Was wird gesagt oder gedacht und was nicht? Daher sehe ich es als forschende Person als wichtig an, mich kurz zu kontextualisieren, um einerseits meine Motive kritisch zu reflektieren und andererseits – so gut wie möglich – meine blinden Flecken aufzudecken.

4.2 Selbstpositionierung

Ich bin eine weiße, akademische, able-bodied cis-Frau, die im *Globalen Norden* geboren und aufgewachsen ist. Ich werde durch mein Aussehen und Körperbau nicht rassifiziert oder be_hindert. Durch meine Zugehörigkeit zum Staat Österreich habe ich freien Zugang zu unserem Bildungs- und Gesundheitssystem.

Als weiße cis-Frau, die aus einem als eher ländlich definierten Ort stammt, unterliege ich gender-basierten unterschiedlichsten Vorurteilen in Bezug auf meine Fähigkeiten, Werte, mein Verhalten und beruflichen Tätigkeiten. Ich hinterfrage sogenannte traditionelle Rollenbilder stets und kämpfe seit meiner frühesten Jugend mit gender-basierten Annahmen und damit einhergehenden gesellschaftlichen gewünschten Verhaltensweisen. Daher rührt auch mein schon seit vielen Jahren bestehendes Interesse am Begriff der Autonomie.

Aufgrund meiner letzten Vollzeitanstellung, die in Zeiten der Pandemie begann sowie endete, wurde mein Interesse am Begriff der Autonomie nochmals geschärft, da das Pandemie-bedingte Homeoffice samt den damit einhergehenden Verordnungen auch mein Privatleben sowie Arbeitsleben maßgeblich beeinflusste. Meiner Meinung nach ist es wichtig, sich seiner eigenen Motivation zu stellen, diese zu reflektieren, mitzubedenken und kritisch zu hinterfragen, wenn es an die Auswahl sowie Analyse von Datenmaterial geht. Denn Siegfried Jäger gibt klar zu bedenken, dass eine kritisierende Forscher*in nicht außerhalb der Diskurse stehe und somit Kritik üben könnte, da diese Haltung klar gegen die Kritische Diskursanalyse stünde (Jäger, 2015, S. 12).

4.3 KDA im Kontext der Corona-Pandemie

Durch die Corona-Pandemie werden Bruchstellen innerhalb unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens sichtbar. Diese Bruchstellen können im Bildungssystem erkannt werden, anhand von unterschiedlichsten Herangehensweisen, im Bereich von Homeschooling, Distance-Learning und den jeweiligen Materialien (Lernunterlage, Laptops, Tablets etc.), welche den Schulkindern zur Verfügung gestellt werden. Weiters werden Schlaglichter auf die Problematiken in Zusammenhang von Betreuungsplätzen geworfen.

Viele Probleme werden nun klarer sichtbar und daraus ergibt sich auch die Wichtigkeit der Methode der Kritischen Diskursanalyse. Denn die Kritische Diskursanalyse soll nicht dazu dienen, „das gesamte Weltwissen zu beschreiben und zu kritisieren“, sondern es geht vielmehr darum, Themen, in ihrer Brisanz im jeweiligen Zeitraum, zu analysieren und einer Kritik zu unterziehen (Jäger, 2015, S. 92). Schon „die sachliche Beschreibung“ könne nach Jäger „Mystifizierungen aufdecken“ und somit Widersprüche, Unterschiede und Interessen darlegen und Aussagen und implizite Inhalte offenlegen (Jäger, 2015, S. 151). Demnach sei nach Jäger die KDA selbst bereits kritisch, da diese Methode dazu geeignet sei, herauszuarbeiten, welche Wahrheiten innerhalb unserer Gesellschaft gerade produziert und anerkannt werden (ebd.).

4.4 Konzeptionierung des Forschungsvorhabens

Angeleitet wird das hier stattfindende Forschungsvorhaben durch folgendes Zitat von Michel Foucault (1983, S. 8):

„Es ist das Problem, das fast alle meine Bücher bestimmt: wie ist in den abendländischen Gesellschaften die Produktion von Diskursen, die (zumindest für eine bestimmte Zeit) mit einem Wahrheitswert geladen sind, an die unterschiedlichen Machtmechanismen und -institutionen gebunden?“

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, das ‚Dahinter‘ des Diskurses/der Diskurse erkennen zu können, wird die Methode von Siegfried Jäger folgendermaßen ausgeführt: Jägers Werke verweisen darauf, dass es darum ginge die ‚Orte‘ zu bestimmen, wo „Ideologeme“ auftreten könnten (Jäger, 2006). Nach einigen Überlegungen fiel die Auswahl auf die Tageszeitung *Der Standard*. Durch das umfangreiche und sehr gut aufgeschlüsselte Online-Archiv konnte das Ressort *Karriere* ausgewählt werden, da es in diesem Forschungsvorhaben darum geht herauszufinden, wie Autonomie im Verhältnis von Homeoffice und Fürsorge diskursiv aufzufinden ist. Als empirische Datengrundlage dieser Kritischen Diskursanalyse dient die Berichterstattung im dargestellten Zeitintervall – siehe nachstehend.

4.5 Der Materialkorpus

Die im Rahmen dieser Masterarbeit durchgeführte Kritische Diskursanalyse verzichtet bewusst auf eine Untersuchung von sogenannten Boulevardmedien, sondern konzentriert sich auf ein sogenanntes Qualitätsmedium. Die Tageszeitung *Der Standard* wird als solches anerkannt und gilt als „eine der zwei meistgelesenen Qualitätszeitungen in Österreich“ (eurotopics, 2022). *Der Standard* erscheint seit 1988 und positioniert sich als liberal und politisch unabhängig.

Im zweiten Halbjahr 2020 – welches auch den Zeitraum des Datenmaterials einschließt – bis zum ersten Halbjahr 2021 konsumierten knapp 4,2 Millionen Leser*innen die Tageszeitung Der Standard in digitaler oder gedruckter Version, daher beläuft sich die Reichweite auf 56,3 Prozent (Media-Analyse, 2021). Unter Akademiker*innen weist Der Standard die höchste Reichweite unter den Tageszeitungen in Österreich auf. Die Daten beruhen auf 14.589 durchgeführten Interviews, die im Zeitraum von Juli 2020 bis Juni 2021 mit Personen ab 14 Jahren abgehalten wurden. Der Standard gilt als Vorreiter im Bereich des Online-Journalismus, dies beruht auf der erfolgreichen User*innen-Einbindung (eurotopics, 2022). Der Standard gilt als einer der renommiertesten österreichischen Leitmedien (neben der Tageszeitung Die Presse etc.). Diese Medien tragen durch ihre meinungsbildende Position maßgeblich zu gesellschafts(kritischen) politischen Debatten bei und beeinflussen dadurch einerseits den gesellschaftlichen Diskurs direkt und andererseits indirekt, da die Berichterstattung auch Einfluss auf andere Medien nimmt.

Eine Eingrenzung des Materials wird wie folgt vorgenommen: Neben der Festlegung auf ein Medium bezieht sich diese Analyse auf das Ressort *Karriere*. Nach langen Überlegungen wurde dieses Ressort gewählt, da es einen guten Einblick in Themen bietet, welche in der Arbeitswelt diskutiert werden. In der Suchmaske des Online-Auftritts der Tageszeitung wird der Zeitraum auf das letzte Quartal 2020 (10.01.2020 - 31.12.2020) festgelegt. Um durch das Dickicht des „diskursiven Gewimmels“ (Jäger & Jäger, 2007, S. 25) annähernd durchzukommen und an eine sinnvolle Auswahl an Analysematerial zu gelangen, erschien das vierte Quartal 2020 als dienlich. Nach eingehender Überlegung wurde der Zeitraum jedoch auf September ausgeweitet, um den Diskurs – im letzten Quartal – besser einordnen zu können.

Österreich befand sich von 13. März 2020 bis zum 01. Mai 2020 im ersten sogenannten Lockdown. Nach einer Phase der ‚Lockerungen‘, spitzte sich die Lage im Herbst 2020 erneut zu: Am 03. November wurde ein ‚Lockdown light‘ ausgerufen, welcher nächtliche Ausgangsbeschränkungen zur Folge hatte.

Dieser ging mit 17. November 2020 in den zweiten ‚Voll-Lockdown‘ über und hielt bis 07. Dezember an. Vom 08. Dezember bis 25. Dezember war Österreich wieder im Modus Lockdown light. Ab 26. Dezember ging dieser dann wieder in den dritten vollen Lockdown über. Dieser Kontext ist äußerst wichtig, da es darum geht, das gesammelte empirische Material auch richtig einordnen zu können.

Die ‚Auflösung‘ der Trennung der öffentlichen und privaten Sphäre wurde vermehrt diskutiert. Arbeitszeitregelungen, Homeoffice-Verordnungen und Regelungen rund um Fürsorgetätigkeiten rückten in den Fokus der Öffentlichkeit, da beinahe jede in Österreich lebende Person davon betroffen war.

Allgemein kann diese Zeit als Zeitraum des Umbruchs definiert werden, da viele neue Gesetze und Maßnahmen verkündet und verordnet wurden, daher fiel vorerst der Entschluss auf diesen Zeitraum.

4.6 Vorgehen der Analyse

Die Vorgehensweise einer Kritischen Diskursanalyse gliedert sich in mehrere Schritte. Im ersten Teil wurde der theoretische Rahmen für diese Analyse gesetzt, daran anschließend folgt der diskursive Kontext. Dieser speist sich aus aktuellen Beiträgen, welche sich mit den veränderten Arbeitsbedingungen in Bezug auf Homeoffice und Fürsorge im Rahmen der Corona-Pandemie beschäftigen.

Daran anschließend wurde aus der Gesamtheit der Diskursbeiträge entsprechend der in Kapitel 4.5 erläuterten Kriterien der Materialkorpus kreiert. Dieser beläuft sich auf 27 Artikel aus dem Online-Archiv der Tageszeitung Der Standard – im Anhang befindet sich ein Ausschnitt. Dieser Korpus erschließt sich aus formalen Kriterien wie dem Medium selbst, dem angegebenen Zeitintervall und der Artikelsorte (redaktionelle Beiträge sowie Gastbeiträge).

Des Weiteren wurden dann Kategorisierungen vorgenommen, welche sich aus den Themen, Unterthemen, Hauptsagen, Diskurspositionen und Diskursverschränkungen ergaben.

Dieses Vorgehen konnte durch eine tabellarische Übersicht im Datenprogramm Excel sowie durch das Online-Analysetool MaxQDa sehr gut durchgeführt werden. Durch das Tool MaxQDa können Analysematerialien sehr gut geordnet und bearbeitet werden. Mit Hilfe von unterschiedlichsten Kommentarfunktionen können beispielsweise erste Eindrücke festgehalten, Bereiche farblich markiert, Codes gesetzt und verändert werden. Durch die sehr einfache Handhabung und die so nach und nach entstandene Strukturanalyse gelang es mir recht zügig eine erste Grobgliederung des Diskurses zu erlangen.

Schon während der ersten Durchsicht wurden – wie Jäger empfiehlt – Notizen festgehalten (Jäger, 2015, S. 99). Durch den zweiten Analysedurchgang konnten dann Diskursfragmente sowie in weiterer Folge vorläufige Diskursstränge identifiziert werden. Das Dossier setzt sich aus redaktionellen Beiträgen sowie Gastkommentaren zusammen, da diese für eine stärkere Fokussierung auf meinungsgeleitete und ideologische Aspekte der Berichterstattung als dienlich angesehen werden.

Um die Berichterstattung auch gut analysieren zu können, entschied ich mich einzelne Ordner für die jeweiligen Verfasser*innen anzulegen, um einen möglichst guten Überblick über deren Stil der Berichterstattung gewinnen zu können. Dies half dabei einen noch besseren Einblick in die Entstehung der Diskursfragmente zu erlangen. Die gesetzten Codes innerhalb der Diskursfragmente stellten sich als äußerst dienlich für die Feinanalyse heraus: Diese Codes wurden von mir als ‚Schablone‘ genutzt, um in der Fülle des Materials auch nichts zu übersehen. Ein Beispiel für so einen Code stellt der Begriff *Digitalisierungsbooster* dar.

Durch den Vollzug von Feinanalysen konnten der institutionelle Kontext, die sprachlichen sowie rhetorischen Mittel und inhaltlich-ideologische Aussagen der Diskursfragmente erkannt werden und mit Hilfe des jeweiligen Kontexts in Phasen eingeteilt werden. Anschließend wurde die Struktur- und Feinanalyse zusammengefasst (Jäger, 2015, S. 99).

Nach Jäger liegt es nahe, eine gewisse Einschränkung vorzunehmen (Jäger, 2006). Diese belief sich unter anderem darauf, dass aus Gründen der Machbarkeit nicht alle Elemente der diskursiven Stränge berücksichtigt werden konnten. Außen vor gelassen wurden Bilder und Artefakte, die jedoch meist in der Online-Version der Artikel auch nicht verfügbar waren.

Wichtig ist stets zu reflektieren, wieso genau diese Einschränkungen vorgenommen wurden. Daher erfolgt nun eine Reflexion und daran anschließend eine kurze Problembeschreibung.

4.7 Reflexion

Der ausgewählte Zeitraum eignet sich sehr gut, um erste Einblicke in den Diskurs zu erlangen. Durch die Einteilung in Phasen konnten Diskursstränge benannt und in Bezug auf den jeweiligen Kontext (Lockdown, Lockdown light, Lockdown II etc.) gut analysiert werden. Da die Pandemie zum jetzigen Zeitpunkt noch vorherrscht und die Debatten rund um Corona-bedingte Maßnahmen noch immer voll im Gange sind, wirken diese weiterhin auf den aktuellen Diskurs über Fürsorgetätigkeiten, Homeoffice-Regelungen, Entgrenzung von Arbeit (um nur einige zu nennen) und die damit einhergehenden Fragen zum Thema Autonomie ein. Trotzdem können klare Aussagen innerhalb der Diskursfragmente und dahinter liegende Positionen erkannt werden und ermöglichen somit erste, wenn auch vorläufige Ergebnisse zur Forschungsfrage:

„Welches Verständnis von Autonomie kristallisiert sich entlang der Debatte, um die Vereinbarkeit von Homeoffice und Fürsorge im letzten Quartal 2020 in der Tageszeitung Der Standard heraus?“

Wie im Unterkapitel Selbstpositionierung bereits angesprochen, galt es, den eigenen Kontext stets im Auge zu behalten und durch mehrmalige Analysedurchgänge die eigenen blinden Flecken, so gut es geht, zu erkennen und gewählte Benennungen immer wieder zu hinterfragen, um diese dann gegebenenfalls abzuändern.

Des Weiteren wurde immer wieder zwischen den einzelnen Analyseschritten pausiert, um wachsam zu bleiben und die Qualität der Analyse nicht zu gefährden. Als besonders hilfreich stellt sich die Tatsache heraus, dass ich schon seit längerer Zeit mit qualitativer Forschung vertraut bin. Da ich einerseits schon einige Analysen gelesen und durchgeführt sowie als Tutorin für Qualitative Methoden gearbeitet habe.

Einen philosophischen und ideengeschichtlichen Grundbegriff wie Autonomie zu untersuchen kann als ambitioniert angesehen werden. Wie bereits erwähnt, beschäftige ich mich schon seit längerer Zeit mit diesem Begriff und war mir deshalb von Anbeginn der Forschung bewusst, dass es sich nicht um ein einfaches Unterfangen handelt, mittels einer Kritischen Diskursanalyse einen noch nicht abgeschlossenen Diskurs zu untersuchen.

Da der Begriff Autonomie oftmals sehr schwammig verwendet und auch in unterschiedlichsten Disziplinen immer ein wenig anders verstanden wird, war es notwendig, im Unterkapitel *Autonomie – eine Definition* genauer auf die Entstehung und Kontroversen rund um diesen Begriff einzugehen, um dann auch eine Fokussierung auf den theoretischen Bereich der Arbeitswissenschaft vornehmen zu können.

An dieser Reflexion anschließend werden nun die Ergebnisse der Analyse dargestellt, welche dann mittels einer sehr kurzen Zusammenfassung nochmals auf den Punkt gebracht werden, um die Leserin/den Leser auf die darauf folgenden Schlussfolgerungen, welche die Forschungsfrage aufgreifen, vorzubereiten.

5. Ergebnisse der Analyse

Bevor nun die Ergebnisse der Analyse betrachtet werden, erscheint es nochmal wichtig, die Spezifika einer Kritischen Diskursanalyse kurz zu erläutern. Es gilt sich noch einmal zu vergegenwärtigen, dass die KDA unter anderem darauf beruht, Normen zu beleuchten.

Welches Erfahrungswissen ist langfristig und auf unbewusste Weise zu einer Norm geworden und leitet somit unser Tun an, ohne dass wir uns dessen bewusst sind?

Durch die Methode der Kritischen Diskursanalyse werden Diskursstränge erfasst und diese Vorgehensweise beinhaltet das Potenzial, verfestigte Regeln zu hinterfragen, da die Genese untersucht wird.

Im Rahmen der Analyse konnten unterschiedliche Diskursstränge sowie Diskursphasen erfasst werden. „In einer gegebenen Gesellschaft in einer gegebenen Zeit an einem gegebenen Ort bilden die Diskursstränge zusammen den gesamtgesellschaftlichen Diskurs“ (Jäger, 2015, S. 86). Wobei Jäger in seinem Werk sofort darauf verweist, dass die „gegebene Gesellschaft“ nie restlos als eine homogene Masse betrachtet werden kann (ebd.).

Da die sogenannte Corona-Pandemie noch immer vorherrscht (wie bereits im vorherigen Kapitel erläutert), können im Rahmen dieser hier durchgeführten Analyse neben unterschiedlichen Diskurssträngen auch Phasen innerhalb des Diskurses erkannt werden, diese Erkenntnisse fließen in die Analyse und den sich daraus resultierenden Ergebnissen mit ein.

Um den Diskurs und dessen Verschiebungen sowie Veränderungen analysierbar zu machen, wird ein diachroner Schnitt gesetzt, somit ergeben sich vier Phasen in dem angegebenen Zeitintervall: die Phase der Reflexion (Corona als Chance); die Phase der Mehrbelastung (Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen); die Phase wie weiter? (Corona fordert neue Fähigkeiten); die Phase der geforderten Veränderungen (Strukturen müssen sich ändern/Auswirkungen von Corona).



Wie diese selbst erstellte Grafik verdeutlichen soll, sind die Phasen nicht voneinander abzutrennen, sondern fließen vielmehr in einander über. Jedoch können in jeder Phase Erkenntnisse erlangt werden, die es klar zu benennen gilt – dazu nun auf den nachfolgenden Seiten mehr.

5.1 Die Phase der Reflexion

Mit dem ersten Lockdown (13.03.2020 - 01.05.2020) gingen auch große und schnelle Veränderungen einher. Viele Unternehmen mussten beinahe über Nacht ihre Auffassung zum Thema Homeoffice ändern. Online-Tools wurden eingeführt und die mitarbeitenden Personen vermehrt aufgefordert, von zuhause aus zu arbeiten. Daraus folgte, dass das Privatleben sowie das Arbeitsleben von vielen Österreicher*innen komplett neu organisiert werden musste. Mit Mai wurden nach und nach Lockerungen vorangetrieben und auch die Gastronomie durfte mit dem 15. Mai wieder öffnen. Die Sommermonate wurden genutzt, um in den Urlaub zu fahren, doch schon mit 17. August 2020 wurden neue Reisebeschränkungen für beliebte Urlaubsländer wie Kroatien beschlossen. Schon kurze Zeit später verkündete der damalige Bundeskanzler Sebastian Kurz, dass die Corona-Krise mit Sommer 2021 (also im darauffolgenden Jahr) überstanden sein werde.

Am 6. sowie am 13. September startete das neue Schuljahr. Bereits mit 12. September verschärften sich die Maßnahmen wieder und am 13. September wurde verkündet, dass die zweite Welle der Pandemie bereits begonnen hätte (Pollak et. al, 2020). Der Schulbeginn war bereits voll im Gange und auch viele erwerbstätige Personen waren es gewohnt, seit April wieder vermehrt im Office tätig zu sein.

Wie bereits angesprochen, wird diese Phase des Diskurses als Phase der Reflexion benannt. Diese Bezeichnung fußt auf den Ergebnissen der analysierten Diskursfragmente. Corona wird in diesen als Chance angesehen, als Chance den ausgelösten Digitalisierungsbooster zu nutzen, um die vorherrschenden Arbeitsverhältnisse zu überdenken. Das spontan verordnete Homeoffice eröffnete für viele Menschen neue Optionen, auch für Unternehmen ging in vielen Bereichen die Digitalisierung schneller voran als geplant oder sogar erhofft.

Schnell musste gelernt werden, mit neuen Online-Kommunikationstools zurechtzukommen. Die ausgewählten Diskursfragmente zeigen auf, dass dieses Verhalten einer Reflexion unterliegt, um in weiterer Folge neue Arbeitsformen implementieren zu können, welche auch eine Änderung der vorherrschenden Arbeitswelt zur Folge haben sollte.

Die Äußerungen von Expert*innen, untermauert mit ersten Studienergebnissen, wollen einen Weg bereiten, wie der Digitalisierungsbooster – angestoßen durch Corona – die Arbeitswelt verändern soll. Besonders hervorstechend dabei ist die prominente Erwähnung der Wichtigkeit von sogenannten Soft Skills. Eine Stärkung dieser werde bei den mitarbeitenden Personen sowie auf Führungsebene als besonders wichtig angesehen. Die analysierten Diskursfragmente drehen sich darum, dass Corona in so vielen unterschiedlichen Bereichen des Lebens eingreift, dass Individuen ihre Chance erkennen, ihr Leben und ihre Arbeitssituation von Grund auf zu reflektieren. Arbeit wird ein neuer Stellenwert zugeschrieben: Sie solle demnach Sinn machen und einen Wert für die Gesellschaft darstellen. „Dann sind die Menschen von selbst motiviert, denn es gibt ein tiefes Bedürfnis nach Sinn“ (SA_2). Finanzielle Motive weichen dabei intrinsischen. Corona stößt eine Wertediskussion an: Was ist wirklich wichtig und welche Fähigkeiten werden in Zukunft größere Relevanz erhalten? Corona wird als „Katalysator zur Requalifizierung“ ernannt (SA_2).

Die Frage nach den Interessen der mitarbeitenden Personen führt dazu, dass ‚Hobbies‘ als Schablone dazu dienen, Fähigkeiten zu erkennen, um diese dann produktiv in der Arbeitswelt einsetzen zu können. Durch das Fehlen von sozialen Kontakten am Arbeitsplatz werden Fähigkeiten wie Kollaboration und Teamwork besonders in den Fokus gerückt. „Kollaboration gilt daher als menschliche Superkraft, die für eine neue Arbeitswelt essenziell ist“ (SA_2). Wichtig sei dabei vor allem gute Kommunikation und Wertschätzung auf Augenhöhe, gegenseitiges Vertrauen zwischen den Mitarbeiter*innen sowie auf der Führungsebene. Darauf Bezug nehmend wird vor allem Agilität ein hoher Stellenwert zugeschrieben. Durch das Aufbrechen von festgeschriebenen Präsenzzeiten wird Selbstbestimmung eine neue Bedeutung zugemessen.

Durch die Flexibilisierung der Präsenzzeiten ginge auch ein erhöhtes Maß an Produktivität und schöpferischen und leistungsstarken Arbeitsphasen einher, da die Pausen ja frei einzuteilen seien.

5.2 Die Phase der spürbaren Mehrbelastung

Knapp einen Monat nach Schulbeginn wurde Anfang Oktober 2020 die höchste Anzahl an täglich bestätigten neuen Coronainfektionen des Frühjahrs 2020 geknackt. Vier Bundesländer wurden von der sogenannten Corona-Ampel als rote Bundesländer definiert und unterlagen somit strengen Maßnahmen. Ab 22. Oktober kam es wieder zu Verschärfungen der Abstands- und Versammlungsbeschränkungen.

Am 3. November 2020 begann der *Lockdown light*, welcher nächtliche Ausgangssperren von 20:00 bis 06:00 Uhr zur Folge hatte und die Universitäten und Oberstufenklassen flächendeckend ins Distance-Learning schickte. Der Handel blieb vorerst noch geöffnet (Pollak et. al, 2021). Nach einigen Wochen des Durchatmens begannen die Beschränkungen also von Neuem.

Eine veröffentlichte Studie des Weltwirtschaftsforums verlautbarte, dass bis 2025 85 Millionen Jobs durch die beschleunigte Digitalisierung – ausgelöst durch Corona – verdrängt werden würden, gleichzeitig würden jedoch 97 Millionen neue Jobs in der Pflegewirtschaft, in Technologiebranchen sowie in den Bereichen der „Inhaltsherstellung“ neu geschaffen werden (SA_7). Diese ‚neuen Möglichkeiten‘ hätten zur Folge, dass viele Menschen sich einer sogenannten Umschulung unterziehen müssten. Firmen seien aber bestrebt, dass sie mitarbeitende Personen innerhalb der Organisation umpositionieren. Wichtig sei, dass „proaktive Bemühungen“ getroffen werden, da sonst Menschen doppelt abgehängt werden (ebd.). Einerseits durch den technologischen Wandel, andererseits durch die pandemische Rezession. Potenziell beeinflusst die Pandemie also individuelle Karrierewege: Einerseits beispielsweise durch den Verlust des Arbeitsplatzes, andererseits durch geforderte Weiterentwicklung und damit möglicherweise einhergehender beruflicher Veränderung.

Im Rahmen einer repräsentativen Umfrage von Deloitte und Sora wurden österreichischen Führungskräfte darüber befragt, wie sie die Corona-Pandemie in Bezug auf die Karrierechancen von Frauen einordnen. 69 Prozent der Befragten gaben an, dass sie nicht an eine Veränderung glauben, 22 Prozent befürchteten eine Verschlechterung und 9 Prozent der Befragten halten eine Verbesserung für möglich (SA_5). Strukturelle Bedingungen würden dazu führen, dass Maßnahmen zur Verbesserung der Gender-Diversität oftmals nicht fruchten. Das österreichische System baue noch immer auf der traditionellen Arbeitsteilung auf. Diese Aufteilung beeinflusse nicht nur das gesellschaftliche Zusammenleben, sondern auch das Private (ebd.). Darauf fußen auch die oftmals beschränkten Karrieremöglichkeiten von Frauen.

Diese Phase des Diskurses zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Mehrbelastung von Individuen zur Sprache bringt. Frauen werden vor allem mit dem Mehr an Belastung durch Homeschooling und Distance-Learning in Verbindung gebracht. Kritisch wird dabei das Verhalten von Männern dargestellt, die trotz oder gerade durch das Wahrnehmen der Möglichkeit von Homeoffice, die traditionelle Arbeitsteilung verfestigen, da auch sie umsorgt werden müssten (SA_5). Vereinzelt wird darauf verwiesen, dass Frauen das System erhalten und es zwar thematisiert wird, aber nichts Konkretes unternommen werde, dass sich daran etwas ändere. Besondere Aufmerksamkeit erweckte – während der Analyse – die Schlussfolgerung, welche innerhalb des Artikels *Meilensteine für Gleichstellung dürfen nicht verschwinden* ausgeführt wird:

„Wer von zu Hause aus arbeitet, kann nur schwer neue Beziehungen knüpfen. Während alte Netzwerke weitgehend bestehen bleiben, ist der Aufbau neuer Kontakte in der virtuellen Welt nahezu unmöglich. Nachdem Männer traditionell über mehr starke Netzwerke verfügen, bekommen Frauen im Homeoffice folglich noch weniger von jener Sichtbarkeit und Unterstützung, die für den Aufstieg in Führungspositionen essenziell wäre.“ (SA_5)

Doch nicht nur die verschwindende Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen, sondern vor allem der Umstand, dass vorwiegend Frauen dazu tendieren, ihre Arbeitszeiten zu verkürzen, um die Sorgearbeit zu übernehmen, wird innerhalb dieser Diskursfragmente als dominantes Thema ausgemacht. Darauf Bezug nehmend werden oftmals neue staatliche Maßnahmen gefordert. Welche so verstanden werden wollen, dass sie durch ein Mehr an Maßnahmen und Regelungen ein Mehr an Gleichheit zur Folge haben. Beispielsweise werden eine Aufwertung sowie eine bessere Bezahlung für Menschen, die in Betreuungsberufen tätig sind sowie das Überarbeiten von Lehrplänen und Schulungen anhand von konkreten Zielvorgaben angeführt (ebd.). Neben der Mehrbelastung durch Sorgetätigkeiten sind Frauen auch vielfach davon betroffen, einer finanziellen Mehrbelastung zu unterliegen. Dieser Umstand wird vor allem daran festgemacht, dass Frauen vielfach in Branchen und somit Unternehmen tätig sind, welche die Auswirkungen der Krise direkt sowie indirekt verspüren. Beispielsweise im Handel, Beherbergungsbetriebe oder auch in der Gastronomie. Zum einen lassen sich diese Tätigkeiten nicht ins Homeoffice verlagern, zum anderen waren viele Gastronomiebetriebe gezwungen, ihr Personal zu reduzieren. Da Frauen jedoch häufig nur sehr wenig in diesen Bereichen verdienen oder gar nur geringfügig beschäftigt sind, können sie kaum etwas sparen oder haben kaum Anspruch auf Arbeitslosengeld (SA_10). Das hier Ausgeführte verdeutlicht also eine Mehrbelastung für Frauen, da viele in Branchen und Unternehmen arbeiten, die die Auswirkungen der Pandemie durch Verluste bemerken und somit oftmals Personal reduzieren, was für Individuen also den Verlust des Arbeitsplatzes bedeuten kann.

Eine andere Art an Mehrbelastung betrifft Frauen, die in Branchen tätig sind, welche dem Gesundheitssystem zugerechnet werden und daher einer Mehrbelastung durch Überstunden und ständiger Verfügbarkeit unterliegen.

Die herangezogenen Diskursfragmente können als „Dokumentation des Status quo“ betrachtet werden (SA_10). Es kann darin eine Hoffnung erkannt werden, dass durch die Verschriftlichung und klare Benennung der Probleme eine Verbesserung der Rahmenbedingungen angestoßen werde.

In dieser Phase der Mehrbelastung wird jedoch nicht nur auf die diagnostizierten Mehrbelastungen von Frauen eingegangen, vielmehr kann das Motiv der Mehrbelastung generell erkannt werden. Diese Mehrbelastung belaufe sich generell auf Arbeitnehmer*innen sowie auf Unternehmer*innen. Durch Flexibilisierungen in Unternehmen in Bezug auf Tätigkeiten und damit einhergehenden Homeoffice-Zeiten kommt es bei vielen auch zu einer Verunsicherung.

Wer ist wann für welche Tätigkeit zuständig? Wie sollen Deadlines eingehalten werden, wenn es zu ständigen Ausfällen bei Kolleg*innen oder Mitarbeiter*innen kommt und sich damit einhergehend auch Zuständigkeiten verschieben? Dabei helfe nur eine Reduktion und das „Hinterfragen des allgemeinen Wertekanons von mehr, besser, weiter“ (SA_12).

Diese hier beschriebene Phase wird bis Mitte November 2020 verortet und geht in die Phase *wie weiter?* über.

5.3 Die Phase *wie weiter?*

Diese ausgemachte Diskursphase wird bestimmt von Tipps und Maßnahmen, die dabei helfen sollen, mit der vorherrschenden Situation des zweiten Lockdowns ‚erfolgreich‘ umzugehen. Selbstverantwortung kann als starkes Motiv erkannt werden. Es kommt zu einer Verschiebung auf die individuelle Entscheidungskraft des Individuums. Sich selbst zu disziplinieren und seine Zuständigkeiten zu ordnen, werden als zentrale Maßnahmen genannt, um nicht zu sehr unter der Mehrbelastung zu leiden. Es gilt sich seinen Grenzen bewusst zu werden, Dinge aktiv sein zu lassen und der gewünschten Perfektion ein Nein entgegenzusetzen. Um dies bewerkstelligen zu können, werden Tipps angeführt, um das Dasein besser zu strukturieren. Damit einhergehen Forderungen, der Entgrenzung von Arbeit und Privatem entgegenzuwirken:

„Arbeiten am Küchentisch, am Sofa, im Bett. Eine Videokonferenz nach der anderen. Das macht höchstwahrscheinlich ziemlich schnell krank. Zumindest führt es zu einem Erschöpfungszustand, aus dem man sehr lange herausbraucht. Selbstdisziplin, Selbstfürsorge und Selbstführung sind die Zauberworte.“ (SA_13)

Auch das regelmäßige Pausieren bekommt einen hohen Stellenwert und geht gleichzeitig mit Tipps für passende Sportarten einher. Das bisher Analytierte bezieht sich vor allem auf die Frage von: „Wie weiter im Homeoffice?“, doch diese Phase speist sich nicht nur aus Tipps und Maßnahmen, wie ein Individuum im Homeoffice den Lockdown II gut überstehen könne, sondern auch aus Anmerkungen, wie es aus unternehmerischer Sicht weitergehen solle. Zentral dabei sei, der Gesundheit der Mitarbeiter*innen Aufmerksamkeit zu schenken.

„Betriebliche Gesundheitsförderung bedeutet nicht nur Maske, Desinfektionsmittel und Plexiglasscheiben am Arbeitsplatz, um das Infektionsrisiko zu verringern. Oder ergonomische Bürosessel im Homeoffice, um Rückenschmerzen vorzubeugen. Bedeutet nicht nur, Systemrelevante, die regelmäßig Überstunden schieben, auf Pausen hinzuweisen, damit sie nicht ins Burnout schlittern. Sondern es bedeutet auch, Resilienz, Stressbewältigung und Achtsamkeit zu fördern.“ (SA_18)

Es wird klar darauf verwiesen, dass gesunde und zufriedene Menschen auch weniger an Produktivität verlieren und auch weniger häufig ihren Job wechseln (ebd.).

Vermehrt rücken auch mentale Trainings in den Fokus, die dabei helfen sollen mit der Situation und deren Implikationen besser umgehen zu lernen. Im Rahmen dessen wird die Situation in Österreich auch als eine „psychosoziale Pandemie“ für rund ein Viertel der Menschen in Österreich diagnostiziert, besonders seien Frauen sowie Alleinstehende und Familien mit minderjährigen Kindern davon betroffen (ebd.). Um Mehrbelastungen abzufedern sei demnach besonders wichtig, auf die Gesundheit der Arbeitnehmer*innen zu achten, so werden auch Gesundheitsbeauftragte oder sogenannte Feelgood-Manager ins Spiel gebracht (ebd.).

Unternehmer*innen werden aufgefordert, auf die veränderten Rahmenbedingungen einzugehen und in das Sozialkapital zu investieren, damit sie auch längerfristig über gute Arbeitskräfte verfügen (ebd.).

Die hier angesprochenen Diskursfragmente drehen sich also vermehrt um die Frage, wie es weitergehen kann. Dabei wird dem Individuum viel Verantwortung zugeschrieben, aber auch die Seite der Unternehmen beleuchtet. Unterschwellig kann der Wunsch nach Veränderungen erkannt werden und geht über in die Phase der geforderten Veränderungen. Lockdown II geht zu Ende und nach Monaten voller Unsicherheiten und Mehrbelastungen wird nun immer aktiver die Forderung laut nach strukturellen Veränderungen.

5.4 Die Phase der geforderten Veränderungen

Nach einem Dreivierteljahr voller geforderter oder – um es etwas drastischer auszudrücken – erzwungener Flexibilität verschiebt sich der Diskurs von einem Zustand der Analyse und des Anzeigens der Probleme hin zu Forderungen beziehungsweise hin zu dem Standpunkt, dass es nun auch strukturelle Veränderungen braucht, um nicht in einem ‚Vakuum‘ zu verbleiben. Diese geforderten Veränderungen beziehen sich doch nicht nur auf die staatliche Ebene, sondern auch auf die unternehmerische. Die geforderten Veränderungen belaufen sich oftmals auf den Stil, wie Unternehmen geführt werden. Laut einer Umfrage nehmen rund ein Drittel dieser Befragten ihre Führungskräfte nun als empathischer wahr, da viele leichter und direkter zu erreichen wären (SA_20). Acht von zehn befragten Führungskräften gaben an, ihren Mitarbeiter*innen mehr Verantwortung und Entscheidungsbefugnisse zu übertragen, um dadurch ihre Motivation zu stärken. Als äußerst spannend kann das Diskursfragment innerhalb des Artikels *Arbeitnehmer fühlen sich im Homeoffice öfter kontrolliert* klassifiziert werden, welches darauf eingeht, dass sich rund ein Viertel der Mitarbeiter*innen im Homeoffice mehr kontrolliert fühlen, obwohl nur rund sieben Prozent der befragten Führungskräfte angeben, dies auch tatsächlich zu tun (ebd.).

In diesen hier befindlichen Diskursfragmenten wird immer wieder deutlich die Forderung nach einem neuen Führungsstil laut. Dieser sollte vor allem Motivieren/Inspirieren statt zu kontrollieren (SA_20; SA_25).

Diese Forderung untermauern auch Expert*innen aus dem HR-Bereich (SA_25). Diese erläutern, dass „unterstützte Selbstverantwortung“ sehr gut funktioniere (ebd.). Als ein weiteres hervorstechendes Diskurselement kann die Forderung nach individueller Führung erkannt werden. Das Maß an Führung solle sich an die mitarbeitende Person anpassen und je nach Bedürfnis mehr oder weniger zu tragen kommen. Führungskräfte müssen sich demnach also genauer mit ihren Mitarbeiter*innen und deren Bedürfnissen beschäftigen. Wichtiger denn je sei die Vorbildfunktion der Führungsebene: Wenn Führungskräfte beweisen, dass sie mit den neuen Anforderungen gut umzugehen wissen, würde sich das auch auf die mitarbeitenden Personen übertragen (ebd.). So wird auch Führungskräften die Notwendigkeit an guten Kommunikationsfähigkeiten und Einfühlungsvermögen attestiert.

Für viele Unternehmen wird die vermehrte Nutzung von Homeoffice auch als Möglichkeit angesehen, Büroflächen zu minimieren und generell Kosten einzusparen. Während auf der Seite der Mitarbeiter*innen es für wichtig erachtet wird, auch ins Büro kommen zu können, damit ein guter Austausch mit Kolleg*innen vonstattengehen kann. Dies verhindere auch ein Gefühl von Vereinsamung, da das Arbeitsleben als wichtiger Teil des Soziallebens angesehen wird. Daher wird auch viel über die Kombination von Office und Homeoffice – was oftmals als hybrides Arbeiten beziehungsweise remote work genannt wird – diskutiert (SA_22). Um der Gefahr von Mehrbelastung entgegenzuwirken, sei es von hoher Bedeutung auch im Homeoffice klare Regelungen vorzufinden, jedoch sei hier zu bedenken, dass diese nicht zu sehr in die private Sphäre eindringen dürfen (ebd.). Auch von staatlicher Seite werde sich mehr Klarheit gewünscht, damit Unternehmen nicht ständig damit beschäftigt seien, sich die neuesten Regelungen anzueignen.

Die ‚Befürchtung‘ einer immer weiter zunehmenden Entgrenzung von Arbeit kann innerhalb der Diskursfragmente deutlich wahrgenommen werden. So verweisen viele Stellen darauf, dass vor allem Mütter besonders von den vorherrschenden Strukturen betroffen sind. Konkret beispielsweise werden mehr Plätze für Ganztagsbetreuung gefordert.

Aber es benötigt ein generelles Umdenken in Bezug auf Arbeit und Fürsorgetätigkeiten. So wird auch die Möglichkeit einer Verkürzung von Arbeitszeiten ins Spiel gebracht (SA_21).

5.5 Zusammenfassung der Analyseergebnisse

Durch die ständigen Änderungen der Rahmenbedingungen, ausgelöst durch die verschiedensten Maßnahmen und Regelungen der Corona-bedingten Lockdowns, konnten also vier Phasen des Diskurses alleine im letzten Quartal 2020 ausgemacht werden.

Da beinahe wöchentlich neue Gesetze verabschiedet wurden, waren die in Österreich lebenden Menschen angehalten, ihr Verhalten zu verändern, und damit einherging auch eine Reflexion der Umstände und der eigenen Werte. Zu hervorstreichen ist, dass diese beschriebenen Phasen nicht haarscharf voneinander abzutrennen sind, da diese Vorgehensweise auch gegen das Prinzip der hier angewendeten KDA nach Jäger wäre. In den Ausführungen von Jäger wird vielmehr dafür plädiert, dass sich Diskursfragmente verschränken können (Jäger, 2015, S. 81). Durch die akribische Durchführung der Analyse konnte ein sehr guter Einblick in den Diskurs gewonnen werden, welcher eben als Resultat diese vier Phasen erkennen lässt.

Die durch Corona ausgelösten schnellen Veränderungen hinsichtlich des Verhältnisses von Arbeit und Privatem befördern viele Themen ans Tageslicht, die davor bereits vereinzelt diskutiert wurden, jedoch keinen Platz im öffentlichen diskutierten Tagesgeschehen erhielten. Eines davon beläuft sich auf die Tatsache, dass die Digitalisierung immer mehr Bereiche erobert und dabei oftmals einen tiefen Riss erzeugt:

Dieser Riss wird auch in diesen Diskursfragmenten sichtbar, indem einerseits davon gesprochen wird, dass viele Millionen Jobs wegfallen werden und andererseits viele den technologischen Anforderungen noch nicht gewachsen sind. Während manche Branchen und Jobs beinahe hinfällig werden, poppen auf der anderen Seite viele neue Bereiche auf, in denen Qualifikationen und Fähigkeiten gebraucht werden, die von Maschinen nicht abgedeckt werden können.

Durch das spontane ins Homeoffice geschickt werden wurden Tagesabläufe und somit eingespielte Strukturen in Familien durcheinandergebracht. Dieses Durcheinanderbringen brachte verschiedenste Aspekte zum Vorschein: Öffentlich wird nun vielfach über die Entgrenzung von Arbeit und Privatem gesprochen, individuelle Überforderungen bekommen mehr Sichtbarkeit und im Rahmen dessen werden strukturelle Bedingungen rund um das Thema Sorgearbeit in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt. Die gesellschaftliche und private Arbeitsstellung wird im Lichte der Öffentlichkeit einer Prüfung unterzogen und eine vermeintliche Emanzipation infrage gestellt.

Die Anwesenheit am Arbeitsplatz strukturierte in Österreich generationenlang den Alltag von arbeitenden Menschen. Diese Strukturierung wurde innerhalb von wenigen Tagen für viele komplett aufgelöst, ohne zu wissen, wann es wie wieder weitergehen werde. Für einige bedeutete dies, ihr Dasein und ihre Lebensstruktur zu hinterfragen, für andere komplette Isolation und Vereinsamung. Vieles musste sich innerhalb kürzester Zeit ‚anpassen‘ und dies erfordert neben einem hohen Maß an Flexibilität auch die Motivation, seine Fähigkeiten anzupassen beziehungsweise auszuweiten, was wiederum eine Spaltung zur Folge hat. Diese Spaltung verweist sogleich auf die vorherrschende Ungleichheit innerhalb unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. Sei es in Bezug auf die sehr unterschiedlichen Möglichkeiten einer schulischen und/oder beruflichen Ausbildung oder die Fähigkeit, auf Veränderungen adäquat zu reagieren, um nicht das Gefühl zu entwickeln, individuell gescheitert zu sein.

6. Schlussfolgerungen

Die vorliegende Analyse versteht sich als ein Versuch, erste Erkenntnisse aus dem diskursiven Gewimmel über das Verständnis von Autonomie in Bezug auf Homeoffice und Fürsorge zu erlangen. Dem soll in diesen Schlussfolgerungen auch dadurch Rechnung getragen werden, dass Aspekte und Perspektiven angezeigt werden, die über die vorliegende Analyse hinausweisen.

Der Psychologe Ralph Siehler, dessen Forschungsschwerpunkte innerhalb der Organisationspsychologie und Arbeitswissenschaften verortet werden können, diagnostizierte 2006, dass Autonomie innerhalb der Arbeit keine Utopie mehr darstelle, sondern vielmehr abverlangt werde.²² Ohne eine Selbstgesetzgebung der mitarbeitenden Personen seien viele Unternehmen nicht mehr lebensfähig, da sie mehr und mehr darauf aufbauen, ihren Mitarbeiter*innen ein Mehr an Verantwortungen übertragen zu können.

Doch durch die sogenannte Corona-Pandemie und den damit einhergehenden Lockdowns waren viele Unternehmen gezwungen, ihre Arbeitsweise und Anforderungen zu überdenken oder gar für einige Wochen/Monate ihre Betriebe zu schließen. Dieser abrupte Stopp hatte so viele Auswirkungen auf unser gesellschaftliches Zusammenleben, welche die Forschung noch jahrzehntelang beschäftigen werde. Für viele Erwerbstätige beinhaltet(e) dieser abrupte Stopp ein erhöhtes Gefühl von Verunsicherung, Verlust des Jobs, Kontrollverlust, ein hohes Maß an Flexibilität, Angst etc., aber auch das Hinterfragen der eigenen Werte und Wünsche. So konnte innerhalb der im Rahmen dieser Masterarbeit durchgeführten Kritischen Diskursanalyse erkannt werden, dass Menschen sich vermehrt die Frage nach dem eigenen „was will ich?“ stellen. Erschien es für einen großen Teil der österreichischen Bevölkerung nahezu undenkbar innezuhalten, um das Dasein zu reflektieren und zu hinterfragen, ob die eigenen Wünsche mit dem Tun auch annähernd übereinstimmen, zwang uns Corona beinahe dazu, das zu tun.

²² Genauer dazu im Unterkapitel Definition *Autonomie*.

Da vieles auf einmal nicht mehr so funktionierte wie die Wochen/Monate/Jahre zuvor, musste das eigene Verhalten und die damit einhergehende Lebensführung hinterfragt werden.

Viele waren dazu aufgefordert – 2020 – monatelang im Homeoffice auszuharren und sich mit der Situation so gut wie nur möglich abzufinden. Dies führte dazu, dass einfach kein ‚Zurück‘ mehr ins alte Leben und der damit verbundenen Lebensführung sinnvoll erschien. Und sich somit auch viele vermehrt mit der Frage nach der Sinnhaftigkeit der Erwerbsarbeit beschäftigten. Hier kann also ein Bruch mit dem Zwang an Selbstverwirklichung – innerhalb des Arbeitslebens – wie er von Sichler bezeichnet wird, festgestellt werden.

Auch Führungskräften wurde die Notwendigkeit an Veränderungen bewusst. Sie erkannten, dass sie ein Mehr an Vertrauen ihren Mitarbeiter*innen entgegenbringen müssen und begriffen die Wichtigkeit von guten Soft Skills. Mitarbeitende Personen möchten ihre Arbeitsanweisungen verstehen und eine sinnvolle Tätigkeit dahinter erkennen können. Von nun an muss auch erklärt werden, wieso es beispielsweise wieder tägliche Präsenzzeiten im Office benötige, wenn es doch monatelang anders funktionieren musste.

Hier kann ein neues Maß an Selbstgesetzgebung konstatiert werden: Erwerbstätige bestimmen nun oftmals den Ort, an dem sie ihrer Arbeit nachgehen sowie die Uhrzeit selbst. Wann und ob sie Pause machen unterliegt ihrer eigenen Verantwortung. Auf den ersten Blick erscheint hier also ein Zugewinn an Autonomie. Jedoch zeichnen erste Studien sowie die hier beschriebenen Ergebnisse ein differenzierteres Bild. Durch den Corona-bedingten Digitalisierungsbooster verwischt für viele Menschen die Grenze zwischen Arbeits- und Freizeit. Während manche – wie bereits erwähnt – gelernt haben, gut damit umzugehen, tappen wiederum viele Erwerbstätige in die Falle der ständigen Erreichbarkeit. Diese kann dazu führen, dass Individuen das Gefühl haben, immer sofort auf allen Kommunikationskanälen antworten zu müssen und Pausen daher entweder ganz entfallen oder immer wieder unterbrochen werden. Dies führt zu einer Mehrbelastung, die oftmals nicht klar benannt werden kann.

Vermehrte Beschwerden wie Kopfschmerzen, Übermüdung, Schlafstörungen bis hin zu Depressionen können als Folgeerscheinungen aufgezählt werden. Das Maß an selbst gesetzter Arbeit passt also oft nicht mit dem Maß des körperlichen oder geistigen Leistungsvermögens überein – es kommt zu Überforderungen und einem Gefühl der Hilflosigkeit.

Die Selbstgesetzgebung á la ‚jetzt nehme ich mir eine Auszeit‘, weicht oft noch schnell einem Telefonat oder einer Videokonferenz. Hier zeigt sich also, dass Arbeit einen so großen Teil unseres Lebens einnimmt, dass dieses Verhalten beinahe als normal angesehen wird. Da andere ja auch immer erreichbar sind und scheinbar ihre Pausen und Ruhezeiten ganz leicht unterbringen. Diese Flexibilisierung von Arbeit und die damit einhergehenden Versprechungen, ein Mehr an Autonomie zu gewinnen, treibt Menschen dazu, sich für ihre Arbeit noch mehr verantwortlich zu fühlen. Was bei vielen dazu führt, dass sie noch mehr Energie in ihre Arbeit stecken und die Grenze zwischen Arbeitszeit und Freizeit noch mehr verschwimmt.

Durch Teamevents und Feelgood-Manager versuchen Unternehmer*innen die Motivation ihrer Mitarbeiter*innen hochzuhalten. Dieses vermeintliche Investieren in das Wohlbefinden der Mitarbeiter*innen dient jedoch vor allem den Unternehmen. Schulungen und Trainings sollen den Mitarbeiter*innen das Gefühl geben, gehört zu werden und dass ihre Bedürfnisse anerkannt werden. Dies kann soweit führen, dass auch private Hobbies unter die Lupe genommen werden und diese versucht werden für die Arbeit fruchtbar zu machen.

Im Rahmen dieser Analyse wurden viele Aussagen von Expert*innen erkannt, die sich darum drehen, dass den Interessen und Wünschen von Individuen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden muss. Dieses Vorgehen kann als Paradigmenwechsel von einer generellen Vorstellung, alle gleich zu behandeln, hin zu Individuen unterschiedlich zu behandeln, identifiziert werden.

Es folgt eine Analyse der mitarbeitenden Person, deren Wünsche und Interessen, um geeignet darauf eingehen zu können und deren Arbeitsanforderungen daran anzupassen.

Auch das Maß an auszuübender Kontrolle wird den Einschätzungen angepasst. Was vielleicht auf den ersten Blick als Chance angesehen werden kann, unterliegt hier einer genaueren Überprüfung. Denn was ist, wenn die Person falsch eingeschätzt wird oder gar kein Interesse daran hat, ein Mehr an Verantwortung zu übernehmen? Hier kann also meines Erachtens ein klarer Eingriff in die Autonomie eines Menschen erkannt werden. Was nach außen hin so scheint, als würde die Person mehr an Autonomie gewinnen, hat oftmals eine Einschränkung zur Folge.

Kommt es zu einer Fehleinschätzung, kann das so weit führen, dass die Person sich immer mehr überfordert fühlt. Was wiederum das Gefühl des persönlichen Scheiterns auslösen kann. Wie Sichler in seinen Ausführungen aufzeigt, führt dieses Mehr an Verantwortung auch zu einem Mehr an Selbstregierung. Das Individuum entscheidet vermeintlich selbst, wie viel an Arbeit es beispielsweise in ein Projekt investiert. Scheitert das Projekt dann, wird dieses Scheitern vom Individuum oftmals auch als persönliches Scheitern gesehen und kann dazu führen, dass er/sie beim nächsten Projekt noch mehr an Energie und Zeit investiert bis es möglicherweise irgendwann nicht mehr geht. Dabei haben missglückte Projekte viele Ursachen, doch diese werden oftmals ausgeblendet und übrig bleibt das Gefühl des persönlichen Scheiterns. Ein kurzer Rekurs auf Ralph Sichlers und Manfred Freys Ausführungen zur indirekten Steuerung erlaubt uns, diese Aussage etwas schärfer zu konturieren: Das Individuum versucht, sich immer weiter zu optimieren und so kann es nach Frey dazu kommen, dass eine totale Vereinnahmung durch die Arbeit erfolgt. Es kommt zu einer Entgrenzung, welche beinhaltet, dass das gesamte Leben der Arbeit untergeordnet wird. Michael Frey spricht in Bezug darauf von einem Spannungsverhältnis zwischen der Möglichkeit, sich die Arbeit frei einteilen zu können und den Rahmenbedingungen und gesetzten Zielen des Unternehmens.

Daran anschließend lässt sich also hinterfragen, wie viel an Freiheit und Autonomie erlangt werden kann oder ob selbstregulative Prozesse dazu führen, dass das Individuum besser einschätzbar und somit auch kalkulierbarer wird (Gräfe, 2007, S. 169).

Die durch die Umstände ausgelösten Anforderungen, neue Fähigkeiten und Kommunikationstools zu erlernen und sich im besten Fall nicht nur ‚abhängen‘ zu lassen, sondern sich von seinen Kolleg*innen durch ein Mehr an Fähigkeiten abzuheben, kann wiederum zu einem Gefühl der Mehrbelastung führen beziehungsweise dazu beitragen, dieses zu verfestigen. Der Wunsch, sich von der Masse abzuheben, kann gleichzeitig Verlustängste schüren, da die kollektive Basis des Teams verloren geht. Daran anknüpfend können vor allem jene Diskurselemente als besonders spannend angesehen werden, welche die Wichtigkeit von Kollaboration in der zukünftigen Arbeitswelt hervorstreichen.

Hier zeichnen sich einige Herausforderungen ab, mit denen sich ein Individuum in Bezug auf seine Selbstgesetzgebung auseinandersetzen muss: Die Einführung von einem neuen Führungsstil kann zur Folge haben, dass leitende Personen ein Mehr an Verantwortung abgeben. Das Individuum bekommt demnach mehr Entscheidungsbefugnisse und kann sich im besten Fall auch die Arbeitszeiten selbst besser einteilen. Es optimiert hinsichtlich dem Mehr an Verantwortung auch seine Fähigkeiten und versucht, dem in sich gesetzten Vertrauen gerecht zu werden. Es versucht sich abzuheben und muss gleichzeitig lernen, innerhalb von größeren Projekten auf die Qualität der Arbeitsleistung von anderen zu vertrauen, um zu beweisen, dass er/sie seinen Platz im Team verdient.

Die im Rahmen der Diskursfragmente zu Wort kommenden Expert*innen sprechen des Weiteren davon, dass es auch zu einer Verflachung der Hierarchien kommen kann. Besonders im Gedächtnis verblieb die Ausführung, dass durch den Wegfall des Gatekeepers Führungskräfte einfacher zu erreichen wären.

Mit Gatekeeper werden Sekretär*innen benannt, die im Office davor abhalten sollen, dass Mitarbeiter*innen einfach direkt zur vorgesetzten Person durchkommen, dieser Aufgabe kann jedoch im digitalen Raum nicht nachgegangen werden und somit erscheinen Vorgesetzte oftmals als leichter erreichbar (SA_25). Zu hinterfragen bleibt, ob im Rahmen dessen wirklich von einer Abflachung der Hierarchien gesprochen werden kann.

Werden Ausführungen von Michel Foucault – welche innerhalb des theoretischen Abschnitts dargelegt wurden – gefolgt, dann gilt es hier genauer hinzusehen. Werden Hierarchien wirklich abgeändert oder vielleicht eher nur kurzzeitig aufgehoben? Und werden diese wirklich aufgehoben oder kommt es vielfach eher zu einer Art von Verschiebung hin zur indirekten Steuerung durch individuelle Verantwortung? Die im Rahmen dieser Kritischen Diskursanalyse untersuchten Diskursfragmente bringen Begriffe wie „unterstützende Selbstverantwortung“ zum Vorschein und weisen somit eher auf zweiteres hin (SA_25).

Im Abschnitt Die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden wird mit Hilfe von Foucault nachgezeichnet, inwiefern hierarchische Strukturen schon frühzeitig unser gesellschaftliches Zusammenleben regelten. Abhängigkeiten waren allgegenwärtig und Individuen wussten um ihren Platz in der Gesellschaft und wem sie unterstehen. Dies veränderte sich durch die Erstarkung der politischen Ökonomie und damit einhergehenden Regelungen, angeleitet von marktwirtschaftlichen Prinzipien. Das Prinzip von Angebot und Nachfrage wurde zentral und das gesellschaftliche Zusammenleben erhielt neue Maßstäbe. Das Prinzip der ökonomischen Rationalisierung beginnt auf den unterschiedlichsten Ebenen zu wirken und führt immer mehr dazu, dass Hierarchien oft schwieriger zu erkennen sind und daher aufgelöst erscheinen.

Die Appelle, rund um auf sich Acht zu geben, genügend Pausen im Homeoffice einzuplanen, mittels diversen Tricks die eigenen vier Wände einzuteilen, damit es einem leichter fällt, die Arbeit von der Freizeit zu trennen, können unter dem Begriff der Selbstdisziplinierung zusammengefasst werden. Diese Appelle dienen dazu, die Produktivität der Arbeitnehmer*innen aufrechtzuerhalten.

Es gilt genauer hinzusehen, welche Maßnahmen von wem in der Öffentlichkeit gefordert werden und somit den Diskurs beeinflussen und welche Forderungen vernachlässigt oder gar nicht ins Licht der Öffentlichkeit gelangen. Gesetzliche Regelungen in Bezug auf das Homeoffice können einerseits Erwerbstätige schützen, jedoch können diese auch als Ausweitung der Kontrolle betrachtet werden.

Beispielsweise, wenn diese so weit ausgedehnt werden, dass sie vorschreiben, wie der Arbeitsplatz im Homeoffice auszusehen habe. Dies würde dann bedeuten, dass nicht nur das Office (gesetzlichen) Rahmenbestimmungen entsprechen muss, sondern auch Teilbereiche der eigenen vier Wände.

Die momentan vorherrschende und vermeintliche Flexibilität durch die geringen staatlichen Homeoffice-Vorgaben führt dazu, dass Arbeitnehmer*innen angehalten werden, ihre Homeoffice-Zeiten individuell auszuverhandeln. Hier kann neuerlich ein Verlust der Selbstgesetzgebung diagnostiziert werden: Denn wer wann Homeoffice genehmigt bekommt, ist neben der Berufsausübung auch abhängig von Machtstrukturen innerhalb eines Unternehmens.

Rekurrierend auf die Analyseergebnisse ist es vermehrt immer noch so, dass vorwiegend Frauen zugeschrieben wird, dass sie das Wohl ihrer Familie dem beruflichen Erfolg unterordnen. Dieses Vorurteil führt dazu, dass in der jetzigen Situation sogar selbst ernannte familienfreundliche Unternehmen dazu tendieren, Männer für Neubesetzungen vorzuziehen, wie im Rahmen eines Diskursfragments zum Vorschein kam (SA_23). Im Rahmen der Analyse kamen viele Faktoren zum Vorschein, die nachweislich die Lage von Frauen in der Arbeitswelt beeinflussen. Viele Frauen stecken Pandemie-bedingt in einer Art von Kreislauf fest: Dadurch, dass viele einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen, tendieren auch sie dazu, die Hauptverantwortung der Fürsorge zu übernehmen. Wird das Kind nachhause geschickt, sind es meist die Mütter, welche sich den Rest des Arbeitstages ‚frei‘ nehmen. Sie verzichten dadurch auf ein volles Gehalt und die damit einhergehenden Ansprüche, was wiederum dazu führt, dass der Mann mehr verdient und die Frau in eine finanzielle Lage der Abhängigkeit führen kann.

Durch diese vorherrschenden Verhältnisse erscheint es als normal, dass beispielsweise auch Führungsebenen eher mit Männern besetzt werden, da diese meist nach einer Vollzeitbeschäftigung suchen (da die Frau ja ‚nur‘ einer Teilzeitbeschäftigung nachgeht) und somit ein höheres Einkommen benötigen, um die Familie auch finanziell gut abzusichern.

Wenn das Kind dann alt genug ist, um nicht mehr von der elterlichen Fürsorge vollends abhängig zu sein und die finanzielle Lage es zulässt, erscheint es nicht mehr ‚notwendig‘, dass die Frau einer Vollzeitbeschäftigung mehr nachzugehen habe. Das hat wiederum zur Folge, dass Teilzeitanstellungen vermehrt von Frauen besetzt werden. Viele Unternehmen setzen durch die ständig veränderten Rahmenbedingungen – ausgelöst durch die Pandemie – auf viel Flexibilität ihrer Mitarbeiter*innen und sehen diese Flexibilität dann oftmals eher bei Männern verortet, da sie vollzeitbeschäftigt sind und daher dem Unternehmen besser zur Verfügung stehen. Dass hier Beschriebene ist nur eine mögliche Folge der Pandemie, die zu einer Verfestigung der Vorurteile und gesellschaftlichen Strukturen angeführt werden kann. Jedoch zeigt es auf, wie weitreichend die Auswirkungen der Pandemie analysiert werden können und welche Implikationen einer Teilzeitanstellung inhärent sind.

Es kann also davon ausgegangen werden, dass die Corona-Pandemie noch zusätzlich die Karrieremöglichkeit von Frauen beeinflusst, da es für einige Unternehmen nun noch unattraktiver erscheint, Stellen mit Frauen zu besetzen. Wie können diese Ausführungen in Bezug auf die Forschungsfrage fruchtbar gemacht werden? Insofern, dass sie aufzeigen, dass Frauen vielen Vorurteilen unterliegen, die sich direkt auf ihre Autonomie – im Sinne von Selbstgesetzgebung – auswirken und diese durch Corona oftmals noch verfestigt werden.

Wie durch die Analyse erkannt werden konnte, werden angeführte Mehrbelastungen von Frauen meist direkt in Bezug gesetzt mit einem Mehr an Fürsorge. Männern wird diese Art an Mehrbelastung nicht attestiert. Innerhalb des Diskurses nehmen Männer eher den Platz ein, dass sie zusätzlich oftmals eine Mehrbelastung für Frauen darstellen, wenn sie vermehrt im Homeoffice arbeiten (SA_10).

Selbst in Zusammenschlüssen, wo vor der Pandemie ein gutes Maß an Gleichstellung in Bezug auf Fürsorge herrschte, ginge dieses eher verloren. Die innerhalb des Diskurses angeführten Probleme, mit welchen Frauen konfrontiert werden, können beinahe schon als erwartbare abgetan werden.

Für mich ergibt sich daraus die Frage, ob diese ständig diskutierte Mehrbelastung von Frauen hinsichtlich Corona und Fürsorge nicht dazu führen könnte, dass ein Gefühl vermittelt werde, dass dies normal sei. Und die Entscheidung somit immer laute: Karriere oder Familie. Die Tatsache, dass die Erwähnung von Homeoffice in Bezug auf eine weibliche Person gleich mit Mehrbelastung durch zusätzliche Kinderbetreuung und Haushaltsführung einhergeht, ist doch sehr bezeichnend für unsere gesellschaftliche Situation. Die daran anschließende Frage könnte also lauten: Was muss noch geschehen, damit sich unsere gesellschaftlichen Gegebenheiten ändern?

Die Pandemie hat mehr oder weniger auf einen Schlag unser Arbeitsleben durcheinander gerüttelt, doch anstatt die Chance zu nutzen und unsere vorherrschende Arbeitswelt generell zu hinterfragen, können die Ergebnisse vielmehr so gedeutet werden, dass alles versucht werde, diese mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten. Dieses Aufrechterhalten wird jedoch nicht von allen gleich bewerkstelligt, sondern von gesellschaftlichen Gruppen, die dieses schon seit Jahrzehnten aufrechterhalten. Frei nach dem Motto: „Es muss jetzt nun mal so sein“, beinhaltet die geforderte Flexibilisierung in Bezug auf den Arbeitsplatz und die Arbeitszeit ein hohes Maß an Entgrenzung. Hinsichtlich erwerbstätigen Müttern noch ein zusätzliches Mehr an Belastung. Mit den Ergebnissen der Analyse im Hinterkopf, kann behauptet werden, dass die selbstbestimmte Entscheidung Familie und Karriere nicht gegeneinander aufzuwiegen, sich für viele wie ein Trugschluss anfühlen wird.

Forderungen nach einer Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit finden nur einen marginalen Platz im Diskurs. Selbst in der vorherrschenden Situation, wo viele Unternehmen noch nicht zu ihren gewohnten Öffnungszeiten zurückkehren konnten und ein Mangel an qualifiziertem Personal ständig verlautbart wird, erscheint es nahezu unmöglich, dass über eine Veränderung unserer wöchentlichen Arbeitszeit nachgedacht werden könnte.

Innerhalb der analysierten Diskursfragmente flackern immer wieder Momente auf, die als Chance und Anregungen für Veränderungen benannt werden können, doch bisher erhalten sie zu wenig Raum, um öffentlich diskutiert zu werden. Die vorherrschende Unsicherheit führt eher dazu, dass alte Strukturen wieder hervorgebracht werden - à la: Besser zurück zu Altbewährtem, als in einer unsicheren Lage, Dinge versuchen neu zu konzipieren.

Mit Foucault gilt es hier also wachsam zu bleiben und zu analysieren, welche Interessen bedient werden, die dazu führen, dass ein generelles Umdenken verhindert wird.

Autonomie kann hier – wie Sichler plädiert – als kontrafaktischer Begriff dienlich sein. Wir leben in einem gesellschaftlichen System, in dem wir immer voneinander abhängig sein werden. Diese Abhängigkeit muss auch bei ungleichen Verhältnissen – beispielsweise in finanzieller Hinsicht – nicht automatisch zu einem Gefühl des Verlusts an Selbstgesetzgebung führen. Autonomie kontrafaktisch angewendet, fordert Selbstbestimmung ein und reflektiert gleichzeitig die realen Lebensumstände und wie diese das Dasein beeinflussen. Menschen können sehr gut mit Mehrbelastungen umgehen, wichtig ist nur, dass diese nicht zu einem Dauerzustand werden und Möglichkeiten erkannt werden, wie diese Mehrbelastungen wieder verlagert oder aufgelöst werden können.

In besonders herausfordernden Zeiten, die gewisse Umbrüche und Verunsicherungen beinhalten, gelte es vor allem sogenannte intrinsische Motive zu hinterfragen. Fragen nach dem eigenen Verlangen und ob dieses wirklich mit meiner Selbstgesetzgebung einhergeht, können als besonders wichtig benannt werden. Oftmals werden die Antworten eher zu nein tendieren.

Was als beinahe normal angesehen werden kann, da Autonomie nicht bedeutet tun und lassen zu können, wann immer wir es wollen. Allerdings sollte die Fähigkeit geschärft werden, zu hinterfragen, wann ich meine Lage dann so verändern kann, dass sie meinem Verständnis von Autonomie mehr entspricht.

Um abschließend noch einmal den Bogen zu spannen, erscheint es äußerst wichtig in Bezug auf Flexibilisierung innerhalb von Arbeitsverhältnissen, auch einmal innezuhalten und zu hinterfragen, wie flexibel diese Flexibilisierungen eigentlich sind.

Dienen sie auch dem eigenen Dasein, um beispielsweise Fürsorge und Erwerbstätigkeit besser vereinen zu können oder führen sie ausschließlich zu Mehrbelastung durch ein Gefühl des immer abrufbar zu seins. Auch ein Mehr an Verantwortung bedeutet nicht in jedem beruflichen Kontext und für jede Person automatisch ein Mehr an Selbstgesetzgebung, sondern oftmals - wie versucht wurde, in dieser Masterarbeit darzustellen - ein Mehr an indirekter Steuerung und damit einhergehender Selbstoptimierung. Und zwar nicht ausschließlich hinsichtlich der eigenen Ansprüche, sondern vielmehr der erwartenden Fähigkeiten. Meiner foucaultschen Auslegung nach bedeutet dies immer, versuchen erkennen zu wollen, in welchen Verhältnissen mein Dasein gerade eingebettet ist; wie diese Verhältnisse entstehen und inwiefern ich diese gerade beeinflussen kann oder eben nicht, um mit diesem Wissen mein Verständnis von Autonomie zu hinterfragen und nicht in ein Gefühl von Machtlosigkeit zu versinken.

7. Literaturverzeichnis

Baer, S. & Sacksofsky, U. (Hrsg.). (2018). *Autonomie im Recht - Geschlechtertheoretisch vermessen*. Baden-Baden: Nomos.

Bargetz, B., Ludwig, G. & Sauer, B. (2015). *Gouvernementalität und Geschlecht: Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault*. Zugriff am 1.11.2021. Verfügbar unter: <http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=1234812>

Becker-Schmidt, R. (2005). Von soziologischen Geschlechtsrollentheorien zur gesellschaftstheoretischen Erforschung des Geschlechterverhältnisses. In U. Vogel (Hrsg.), *Was ist weiblich, was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften* (S. 89–112). Bielefeld: Kleine.

Beck-Gernsheim, E. (2020). Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In S.M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen - Geschlechterdifferenzierungen: ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 13–60). Wiesbaden: Springer VS.

Böllinger, L. (2021, Juni 15). Die schlechte Nachricht: Niemand muss zurück an den Herd. Corona und Gleichstellung. Zugriff am 10.11.2021. Verfügbar unter: https://www.zeit.de/kultur/2021-06/corona-gleichstellung-retraditionalisierung-geschlechterrollen-care-arbeit-10vor8?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F

Branicki, L. J. (2020). COVID- 19, ethics of care and feminist crisis management. *Gender, Work & Organization*, 27 (5), 872–883. doi:10.1111/gwao.12491

Demmelhuber, K. (2020). Homeoffice vor und nach Corona: Auswirkungen und Geschlechterbetroffenheit. ifo Schnelldienst Digital. Zugriff am 09.10.2020. Verfügbar unter: <http://hdl.handle.net/10419/229450>

Foucault, M. (1978). *Dispositive der Macht*. Berlin: Merve.

Foucault, M. (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, M. (1992). *Was ist Kritik*. Berlin.

Foucault, M. (2016). *Die Hauptwerke*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, M. (2017). *Analytik der Macht*. (D. Defert & F. Ewald, Hrsg.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, M. (2019). Die Geburt der Biopolitik: Vorlesung am Collège de France 1978-1979 (Geschichte der Gouvernementalität). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Frankfurter Arbeitskreis für politische Theorie & Philosophie, A. (2015). *Autonomie und Heteronomie der Politik: Politisches Denken zwischen Post-Marxismus und Poststrukturalismus*. Zugriff am 20.10.2021. Verfügbar unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-201512025152>

Fraser, N. (2016). *Die halbierte Gerechtigkeit: Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Frey, M. (2009). *Autonomie und Aneignung in der Arbeit: eine soziologische Untersuchung zur Vermarktlichung und Subjektivierung von Arbeit*. München Mering: Hampp.

Fromm, E. (2021). *Die Furcht vor der Freiheit*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Goertz, S. & Witting, C. (2019, Oktober 22). *Autonomie*. Zugriff am 10.10.2021. Verfügbar unter: <https://www.staatslexikon-online.de/Lexikon/Autonomie>

Graefe, S. (2007). *Autonomie am Lebensende? Biopolitik, Ökonomisierung und die Debatte um Sterbehilfe*. Frankfurt am Main ; New York: Campus.

Hardt, M. & Negri, A. (2000). *Empire: die neue Weltordnung*. Frankfurt/Main: Campus Verl.

Heintz, B. (2020). *Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung*. In S.M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 239–260). Wiesbaden: Springer VS.

IZA. (2020). *Führt Corona zur Retraditionalisierung der Rollenverteilung in Familien?* Zugriff am 09.11.2021. Verfügbar unter: <https://newsroom.iza.org/de/archive/news/geschlechterrollen-in-corona-zeiten-kommt-es-zur-retraditionalisierung/>

Jäger, M. & Jäger, S. (2007). *Deutungskämpfe: Theorie und Praxis kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.

Jäger, S. (2015). *Kritische Diskursanalyse: eine Einführung*. Münster: Unrast.

Jurczyk, K. (2020). *Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb: Widersprüchliche Modernisierungen*. In S.M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen - Geschlechterdifferenzierungen: ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 61–104). Wiesbaden: Springer VS.

Kunstmann, A.-C. (2020, Oktober 29). *Care und Corona: Ethische Überlegungen zur gesellschaftlichen Anerkennung der Sorgetätigkeit und der Solidarität mit Sorgenden*. Zugriff am 25.11.2021. Verfügbar unter: <https://www.bpb.de/gesellschaft/umwelt/bioethik/317593/care-und-corona>

Kuster, F. (2019). *Philosophische Geschlechtertheorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Lemke, T., Krasmann, S. & Bröckling U. (Hrsg.) (2000). *Gouvernementalität der Gegenwart: Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lorey, I. (2006). Gouvernamentalität und Selbst-Prekarisierung: Zur Normalisierung von KulturproduzentInnen. Zugriff am 24.11.2022. Verfügbar unter: <https://transversal.at/transversal/1106/lorey/de>

Maihofer, A. (2018). Freiheit – Selbstbestimmung – Autonomie. In S. Baer & U. Sacksofsky (Hrsg.), *Autonomie im Recht - Geschlechtertheoretisch vermessen* (S. 31–60). Baden-Baden: Nomos.

Michalitsch, G. (2010). Geschlechterregierung und politische Ökonomie: Was Adam Smith damit zu tun hat, dass Frauen heute weniger als Männer verdienen (L' homme: europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft). (C. Arni & E. Saurer, Hrsg.), 119–133.

Michalitsch, G. (2012). Geschlecht ist Geschichte: Komplexitäten der Macht. In H. Kahlert & C. Weinbach (Hrsg.), *Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung* (S. 103–124). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-94254-4_6

Pollak, M., Kowarz, N. & Partheymüller, J. (2020, Oktober 14). Chronologie zur Corona-Krise in Österreich Teil 3: Vom ruhigen Sommer bis zum Beginn der zweiten Welle. Zugriff am 24.11.2021. Verfügbar unter: <https://viecer.univie.ac.at/corona-blog/corona-blog-beitraege/blog79/>

Pollak, M., Kowarz, N. & Partheymüller, J. (2021, Dezember 10). Chronologie zur Corona-Krise in Österreich - Teil 6: Ein "Sommer wie damals", der Weg in die vierte Welle, ein erneuter Lockdown und die Impfpflicht. Zugriff am 24.11.2021. Verfügbar unter: <https://viecer.univie.ac.at/corona-blog/corona-blog-beitraege/blog135/>

Sauer, B. (2008). Neoliberale Verhältnisse: Staatlichkeit und Geschlecht. In C. Butterwegge, B. Lösch & R. Ptak (Hrsg.), *Neoliberalismus: Analysen und Alternativen* (S. 34–49). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schneider, Ulrich Johannes. (2001). Foucaults Analyse der Wahrheitsproduktion. In G. Abel, E. Fancois & T. Gil (Hrsg.), *Französische Nachkriegsphilosophie: Autoren und Positionen* (S. 299–313). Berlin: Nomos Verlagsgesellschaft.

Sichler, R. (2006). *Autonomie in der Arbeitswelt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Speck, S. (2020). Zuhause arbeiten: Eine geschlechtersoziologische Betrachtung des ›Homeoffice‹ im Kontext der Corona-Krise. In M. Volkmer & K. Werner (Hrsg.), *Die Corona-Gesellschaft: Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft* (S. 135–142). Bielefeld, Germany: transcript Verlag. doi:10.14361/9783839454329-014

Stokowski, M. (2021, November 23). Krise als Chance? Nein danke! Corona und Resilienz. Zugriff am 01.12.2021. Verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/kultur/corona-politik-revolution-statt-resilienz-kolumne-von-margarete-stokowski-a-790dfc38-860b-4f1b-9d64-cd4575106ebS2>

Wilz, S. M. (Hrsg.). (2020). *Geschlechterdifferenzen - Geschlechterdifferenzierungen: ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden: Springer VS.

7.1 Materialkorpus

Benennung	Autor*in	Überschrift	Datum	Quelle
SA_1	Selina Thaler, Stefanie	Gemeinsam statt einsam an di	01.09.2020	https://www.derstandard.at/story/2000119643274/gemeinsam-statt-einsam-an-der-spitze
SA_2	Stefanie Leschnik	Wie Corona die Arbeitswelt ne	29.09.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120311503/wie-corona-die-arbeitswelt-neu-formt
SA_3	Selina Thaler	Erfahrungen aus dem "Corona	06.10.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120423498/erfahrungen-aus-dem-corona-semester
SA_4	Stefanie Leschnik	Wie man jetzt mit einer Bewer	08.10.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120424994/wie-man-jetzt-mit-einer-bewerbung-punktet
SA_5	Gundi Wentner	Meilensteine für Gleichstellun	14.10.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120851516/meilensteine-fuer-gleichstellung-duerfen-nicht-verschwinden
SA_6	Gudrun Ostermann	Entgrenzung von Arbeit und Fr	19.10.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120973680/entgrenzung-von-arbeit-und-freizeit-stresst-am-meisten
SA_7	Selina Thaler	Durch Automatisierung sollen	21.10.2020	https://www.derstandard.de/story/2000121092901/durch-automatisierung-sollen-97-millionen-neue-jobs-entstehen
SA_8	Veronika Bohrn Mensa	Schaut auf die Frauen!	08.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121487920/schaut-auf-die-frauen
SA_9	Karin Bauer	Weg mit dem Führungsmüll	10.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121549928/weg-mit-dem-fuehrungsmuell
SA_10	Veronika Bohrn Mensa	Die unbemerkte Multi-Arbeit v	13.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121677282/die-unbemerkte-multi-arbeit-von-frauen
SA_11	Adrian Lobe	Geschützt aber total überwac	14.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121690310/geschuetzt-aber-total-ueberwacht-am-arbeitsplatz
SA_12	Karin Bauer	Reduktion bitte, anders geht e	15.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121691597/reduktion-bitte-anders-geht-es-nicht-mehr
SA_13	Karin Bauer	Wie schaffe ich Homeoffice u	16.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121720468/wie-schaffe-ich-homeoffice-und-homeschooling-ohne-durchzudrehen
SA_14	Oliver Walther	Habe ich jetzt Rechtsanspruch	16.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121754966/habe-ich-jetzt-rechtsanspruch-auf-sonderbetreuungszeit
SA_15	Karin Bauer	Paradigmenwechsel im Prozes	18.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121691436/paradigmenwechsel-im-prozessmanagement
SA_16	Karin Bauer	Digitalisierung ist mehr als Hei	20.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121855873/digitalisierung-ist-mehr-als-heimarbeit-am-pc
SA_17	Gudrun Ostermann	Wie sich Lehrberufe digital we	23.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000121856413/wie-sich-lehrberufe-digital-weiter-entwickeln
SA_18	Selina Thaler	Wieso Firmen jetzt auf das psy	26.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120849610/wieso-firmen-jetzt-auf-das-psychische-wohlbefinden-schauen-sollten
SA_19	Selina Thaler	Umfrage: Corona-bedingter Jo	28.11.2020	https://www.derstandard.at/story/2000122051525/umfrage-corona-bedingter-jobverlust-weniger-stigmatisiert
SA_20	Anja Dang	Arbeitnehmer fühlen sich im H	01.12.2020	https://www.derstandard.at/story/2000122140393/arbeitnehmer-fuehlen-sich-im-homeoffice-oefter-kontrolliert
SA_21	Selina Thaler	Sind kürzere Arbeitszeiten die	07.12.2020	https://www.derstandard.at/story/2000122252460/sind-kuerzere-arbeitszeiten-die-loesung-in-der-krise
SA_22	Selina Thaler	Zwei Tage zu Hause arbeiten, i	10.12.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120850018/zwei-tage-zuhause-arbeiten-drei-tage-im-buero
SA_23	Karin Bauer	Studie: Personen mit Betreuer	12.12.2020	https://www.derstandard.at/story/2000122416608/studie-personen-mit-betreuungspflichten-am-ablagestapel
SA_24	Karin Bauer	Es gibt kein Zurück zur Vor-Cor	18.12.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120849238/es-gibt-kein-zurueck-zur-vor-corona-zeit
SA_25	Karin Bauer	Was die Pandemie für Organis	19.12.2020	https://www.derstandard.at/story/2000122623413/was-die-pandemie-fuer-organisationen-gebracht-hat
SA_26	Hartmund Volk	Gegen Stress: Damit der Körpe	23.12.2020	https://www.derstandard.at/story/2000122037535/gegen-stress-damit-der-koerper-nicht-nein-sagt
SA_27	Gudrun Ostermann	Weiterbildung: Bleibt alles digi	28.12.2020	https://www.derstandard.at/story/2000120849333/weiterbildung-bleibt-alles-digital

Materialquellen

8. Anhang

8.1 Codes

Selbstdisziplin		6
Entgrenzung von Arbeit		8
Überforderung	alles perfekt gleichzeitig zu machen, gelingt nicht; Individuum sieht es als persönliches Scheitern an	3
vermeintliches Mehr an Autonomie	Privatsphäre werde nun reglementiert, wenn Arbeitssphäre zu wenige reglementiert werden kann	8
gesetzliche Rahmenbedingungen	nur grobe, da nicht alle Einzelheiten durch Gesetze gedeckt werden können	6
bessere Erreichbarkeit	bei Führungskräften	1
Rahmenbedingungen schaffen	gesetzliche Regelungen eher nur als Rahmenbedingungen, nicht zu konkret	0
unterstützte Selbstverantwortun		1
Betreuungspflichten als Hemmschwelle		2
Klischees werden bestätigt		2
Selbstgesetzgebung	Menschen bestimmen ihre Arbeitsweise selbst	2
"soziokratische Lösungen"		1
neue Arbeitswelt	Corona, fordert viele Unternehmen ihre Arbeitskultur zu überdenken	11
Homeoffice	Homeoffice zeigt stärken und schwächen von Unternehmensführung	11
Selbstbestimmung		2
Corona erfordert gute Soft Skills		6

Eigene Darstellung

8.2 Ausschnitte der Strukturanalyse

Author*in	Infos zur Autor*in	Rubrik	Überschrift	Unterthema	Datum	Anlass des Artikels	Inhaltsangabe	n und Untert	Aussagen
Selina Thaler, Stv. Redakteurinnen	Doppelkopie	Gemeinsam statt einsam an der Spitze	Mitarbeitende im Tandem?	01.09.2020	steht nicht bevor	Topplanung - 2 Chefs, gleiche Verantw. Topplanung, 1. Topplanung als	Arbeitsalltag, gleiche Verantw. Topplanung, 1. Topplanung als		
Stefanie Leschink	Stv. Ressortleiterin K. Hochschulen	Wie Corona die Arbeitswelt neu formt	Das Bedürfnis nach Begegnung	25.09.2020	steht nicht bevor	Arbeitsalltag, gleiche Verantw. Topplanung, 1. Topplanung als	Arbeitsalltag, gleiche Verantw. Topplanung, 1. Topplanung als		
Selina Thaler	Stv. Ressortleiterin K. Hochschulen	Erfahrungen aus dem "Corona-Semester"	An den Uns beginnt das Wir	06.10.2020	Winterrasterbeginn	wie Studierende geben an, gut mit 1. Distanz- und Distance-Learning	wie Studierende geben an, gut mit 1. Distanz- und Distance-Learning		
Beritane Leschink	Redakteurin	Jobsuche	Wie man jetzt mit einer Bewerbung punktet	08.10.2020	nicht nicht bevor	Jobsuche, Bewerbungsverfahren	Jobsuche, Bewerbungsverfahren		
Gundi Weinmer	Gastkommentar	Par-Gundi Weinmer	Weinmer Meilensteine für Gleichstellung dürfen nicht verschwinden	14.10.2020	Gastkommentar	Gender-Pay-Gap; Strukturprobleme Kinderbetreuung HO = weniger durch Corona vermehrt digitaler SE; Entgrenzung, Junge seien in	Gender-Pay-Gap; Strukturprobleme Kinderbetreuung HO = weniger durch Corona vermehrt digitaler SE; Entgrenzung, Junge seien in		
Gudrun Osterma	Redakteurin	Untersuchung	Entgrenzung von Arbeit und Freizeit stress am meisten	19.10.2020	Studie	Entgrenzung von Arbeit und Freizeit stress am meisten	Entgrenzung von Arbeit und Freizeit stress am meisten		
Selina Thaler	Stv. Ressortleiterin K. Zukunft der Art	Durch Automatisierung sollen 97 Millionen neue Jobs entstehen	Laut einer Studie des Weltweit	21.10.2020	Studie des Weltweit	Corona Digitalisierungs- und Automa neue Jobs der keine produkt	Corona Digitalisierungs- und Automa neue Jobs der keine produkt		
Veronika Böhm	Gastkommentar	Frauenarbeit	Schau auf die Frauen!	08.11.2020	Gastkommentar	War Frauen halben Gesellschaft am Jungeliche Bel Frauen Coron	War Frauen halben Gesellschaft am Jungeliche Bel Frauen Coron		
Karin Bauer	Ressortleiterin K. Management	Weg mit dem Führungsmüll	Zugewandt mit schlechten W	10.11.2020	steht nicht bevor	vorherrschende Führungsstile müssen Kontrolle vs. "nothing is ur	vorherrschende Führungsstile müssen Kontrolle vs. "nothing is ur		
Veronika Böhm	Gastkommentar	SERIE: FRAUEN	Die unbemerkte Multi-Arbeit von Frauen	13.11.2020	Gastkommentar	zweite Frauen Mehrbelastung, auch Frauen Frauen, Mehr Wirklich erst	zweite Frauen Mehrbelastung, auch Frauen Frauen, Mehr Wirklich erst		
Adrian Lobe	freier Journalist	Arbeit und Corr Geschützt aber total überwacht am Arbeitsplatz?	Frauen sind von der Krise be	13.11.2020	steht nicht bevor	neue Arbeitswelt durch Corona und b Technik, Priv Körperperme	neue Arbeitswelt durch Corona und b Technik, Priv Körperperme		
Karin Bauer	Kolumne	Personal Moves	Reduktion bitte, anders geht es nicht mehr	15.11.2020	zweiter Lockdown	durch Angst, geht vieles einfach nicht mehr und führt zu Überford	durch Angst, geht vieles einfach nicht mehr und führt zu Überford		
Karin Bauer	Ressortleiterin K. Karriere	Lockdown II	Wie schaffe ich Homeoffice und Homeschooling, ohne durchzu	16.11.2020	zweiter Lockdown	Tipps wie man besser durch HO in Zi Selbstfürsorge; Kinderbetre	Tipps wie man besser durch HO in Zi Selbstfürsorge; Kinderbetre		
Oliver Wölfler	Arbeitsphilosophie	Erfahrungen aus dem "Corona-Semester"	Der Anspruch von berufst	18.11.2020	Malheur	Es schweigt, Solidaritätswortzeit di kundenbetriebe, Sonderbetrie	Es schweigt, Solidaritätswortzeit di kundenbetriebe, Sonderbetrie		
Karin Bauer	Ressortleiterin K. Karriere	Neue Arbeitsparadigmenwechsel im Prozessmanagement	Menschen haben anhand vc	18.11.2020	"Empfehlungen der Proze	Warum und Wie der Mitarbeiter sein Technik reicht nicht aus für	Warum und Wie der Mitarbeiter sein Technik reicht nicht aus für		
Karin Bauer	Ressortleiterin K. Karriere	Digitalisierung	Wie sich Lehrberufe digital weiterentwickeln	20.11.2020	Fachlehraftermangel im IT	Online-Kommunikationstools werden Corona, Hom IT-Jobs gelten	Online-Kommunikationstools werden Corona, Hom IT-Jobs gelten		
Gudrun Osterma	Redakteurin	Digitalisierung	Wie sich Lehrberufe digital weiterentwickeln	23.11.2020	vermehrt Distance-Learn	auch in Berufsschulen Theorie in Online Lehrberufe dr auch, wenn n	auch in Berufsschulen Theorie in Online Lehrberufe dr auch, wenn n		
Selina Thaler	Stv. Ressortleiterin K. Karriere	Wie neue Krank Wiso Firmen jetzt auf das psychische Wohlbefinden schauen	Lehrberufe werden laufend	26.11.2020	zweiter Lockdown	es muss in Gesundheit der mitarbeitende Gesundheitsfür Frauen sind st	es muss in Gesundheit der mitarbeitende Gesundheitsfür Frauen sind st		
Selina Thaler	Stv. Ressortleiterin K. Karriere	Wie neue Krank Wiso Firmen jetzt auf das psychische Wohlbefinden schauen	Lehrberufe werden laufend	26.11.2020	zweiter Lockdown	es muss in Gesundheit der mitarbeitende Gesundheitsfür Frauen sind st	es muss in Gesundheit der mitarbeitende Gesundheitsfür Frauen sind st		
Anja Dang	Redakteurin	Umfrage	Arbeitsnehmer fühlen sich im Homeoffice öfter kontrolliert	01.12.2020	Umfrage	Thema MI 1/4 der mitarbeitenden Personen für Führungstil; Inspiration st	Thema MI 1/4 der mitarbeitenden Personen für Führungstil; Inspiration st		
Selina Thaler	Stv. Ressortleiterin K. Hoffnung	Sind kürzere Arbeitszeiten die Lösung in der Krise?	Ob kürzere Arbeitszeiten die	07.12.2020	steht nicht bevor	durch Corona wurden wieder Vorden Geschlechtergerechtigkeit	durch Corona wurden wieder Vorden Geschlechtergerechtigkeit		
Selina Thaler	Stv. Ressortleiterin K. Homeoffice	- in Zwei Tage zu Hause arbeiten, drei Tage im Büro	Seit der Pandemie hört man	10.12.2020	Lockdown ende	hybrid-Modus wird diskutiert, auch w Homeoffice; Kinder führen	hybrid-Modus wird diskutiert, auch w Homeoffice; Kinder führen		
Karin Bauer	Ressortleiterin K. Karriere	Studie: Paradoxie von Arbeit und Kind	Sogar explizit familienfreun	12.12.2020	Studie in familien Unstarr	schon vor Corona hatten Menschen in strukturelle L. Menschen mit	schon vor Corona hatten Menschen in strukturelle L. Menschen mit		
Karin Bauer	Ressortleiterin K. Karriere	Was die Pandemie für Organisationen gebracht hat	Eine Rückkehr zum Arbeits	18.12.2020	Analyse: Corona eröffnet Druck	der Veränderung, da durch Co Corona, Hom Organisations	der Veränderung, da durch Co Corona, Hom Organisations		
Karin Bauer	Ressortleiterin K. Karriere	Was die Pandemie für Organisationen gebracht hat	Weniger Schicksalsschick, Itz	18.12.2020	HR Circle Arbeitsfähigkeit	durch spontanes Homeoffice, feien K Kontrolle vs. Vertrauen; sel	durch spontanes Homeoffice, feien K Kontrolle vs. Vertrauen; sel		
Hartmut Volk	glaube Redakteur	Pandemie-Bela	Gegen Stress: Damit der Körper nicht Neim sagt	23.12.2020	Corona verursacht Stress	Psychie, Immunsystem und Körperlich Stress, Krankl Immunsystem	Psychie, Immunsystem und Körperlich Stress, Krankl Immunsystem		
Gudrun Osterma	Redakteurin	Digitalisierung	Weiterbildung: Bleibt alles digital?	28.12.2020	Studie	Online-Weiterbildungskurse sind zu Co Corona als Dn Corona sel st	Online-Weiterbildungskurse sind zu Co Corona als Dn Corona sel st		

Eigene Darstellung

Quellen des Wissens	Diskursposition	Normalisierende Auffällige Anmerkungen zur	Diskursstrang	
Firmenchefs		Topsharing sollte v. a. ältere und M. Infos aus vielen Quellen	Reflexion und Ausblick was durch Digitalisierung gelernt	Phase der Reflexion
die eigenen Beobachtungen und deren Einordnung		Corona als Chance; freie Zeiteinteilung sieht alle Trete Corona wird nur als Chance	Reflexion und Ausblick was durch Digitalisierung gelernt	Phase der Reflexion
Studie		Selbstorganisation wer sich gut c Studium wurt; Plädoyer für Selbstorg;	Reflexion und Ausblick was durch Digitalisierung gelernt	Phase der Reflexion
HR-Personen		Menschen müssen ; Geschichten ; junge Hrlerin ; es brauche immer das	Reflexion und Ausblick was durch Digitalisierung gelernt	Phase der Reflexion
repräsentativen Umfrage von Deloitte und Sora wurden		Frauen müssen zusa: allen Frauen geht es ähnlich	Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen	Phase der spürbaren
Studie; Expert*innen		dass das Gefühl stät immer erreicht digitale Erreite viele Dinge sind auf stät	Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen	Phase der spürbaren
LinkedIN-Chefökonomin; Studie		Flexibilität sei nun v Menschen mit gut aufgebaut Humankapital; Flexibil	Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen	Phase der spürbaren
Interviews/Eindrücke wahren Ivs		Solidarität unter Fr: Wir = Frauen; WIR	Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen	Phase der spürbaren
Helga Pattart-Drexler; Natalie Karre		alte Strukturen müs: Führungskraft; Klischees wer Chefs müssen alles abt	Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen	Phase der spürbaren
Studie		Frauen = stille Heldin Frauen = Kleir Frauen haltet zusammen	Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen	Phase der spürbaren
Chefs von Techfirmen		Corona hilft dabei n Corona bringt es wirkt schoi Technologien greifen t	Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen	Phase der spürbaren
erungen in Unternehmen, Entlastung wird gefordert, aber Einordnung		lernen mit HO umzi selbst man* c auf den Bildern Mütter sind zuhause;	Corona belastet Individuen auf mehreren Ebenen	Phase der spürbaren
die eigenen Beobachtungen und deren Einordnung		Gesetze sind noch z es braucht kle klar formuliert	Tipps/Maßnahmen wie mit Corona umzugehen	: weitergemacht wer
Karl Wagner, Vorstand der Gesellschaft für Prozessman		Menschen müssen c Menschen mit Hervorhebung Technik ist gut und wit	Tipps/Maßnahmen wie mit Corona umzugehen	: weitergemacht wer
Angestellte bei Wiener Wirtschaftsagentur; TU Profin für Informatik; "Gehal zu einer guten fachl. Ausbil; Corona bringt mehr M		neue Fähigkeiten werden gefordert	Tipps/Maßnahmen wie mit Corona umzugehen	: weitergemacht wer
neue Maßnahmen und Experten		auch Lehrlingsausbi dass Fachkräf dass nur weni Distance-Learning klaf neue Fähigkeiten werden gefordert	es muss sich für Firm Gesundheit der Mitarbeiter viele Zahlen, gut unter neue Fähigkeiten werden gefordert	: weitergemacht wer
Studie; Expert*innen		Arbeitslosigkeit ist j es mus gearbeitet werden Arbeit bestimmt Selbst	Verständnis	: weitergemacht wer
Studie		Corona beeinflusst t Corona als Ch dass Wahrnehmungen auch auseina; Strukturen müssen sich ändern	er geforderten Verär	
Ökonomien TU Berlin		weniger Arbeitszeit weniger Arbe Staat müsse t Arbeitszeit müsse ger	er geforderten Verär	
Studie; Expert*innen		HO nur dort, wo es HO muss den Modell für HC gute Zahlen; viele Que	er geforderten Verär	
Studienergebnisse Parents@work		Frauen leiden Klischees wer Frauen leiden mehr du	er geforderten Verär	
die eigenen Beobachtungen und deren Einordnung		Corona zeigt, wo es Probleme die viele Themen werden	er geforderten Verär	
Hrler*innen		Corona Chance für t introvertierte zitierte Perso Corona verändert Aus	er geforderten Verär	
existiert nicht losgelöst von täglicher Erfahrung		Corona schürt Äng wir können al rückgriff auf ; Coronabedingte Angst	er geforderten Verär	
Studie, Expert*innen		Leute nehmen vern Weiterbildung; ob Digitaliser viele nutzen die Zeit ur	Auswirkungen von Corona	er geforderten Verär

Eigene Darstellung

8.3 Abstract

Die Frage nach Autonomie und wie Autonomie verstanden wird, stellt sich nun ganz anders als noch vor gut zwei Jahren. Die sogenannte Corona-Pandemie und die damit einhergehenden gesellschaftlichen und strukturellen Veränderungen können noch nicht abgeschätzt werden. Jedoch zeichnen sich schon vereinzelte Tendenzen ab. Unsere Arbeitswelt wurde und wird durch Corona hinterfragt und vorherrschende Strukturen und ‚Unmöglichkeiten‘ auf deren Aktualität überprüft. Dinge wie Homeoffice sind plötzlich nicht nur möglich, sondern werden aktiv von Arbeitgeber*innen vorgegeben – die Grenze zwischen Arbeit und dem Privaten verschwimmt und beeinflusst beinahe jeden Menschen auf die eine oder andere Weise. Flexibilität in der Arbeitseinteilung kann auch zu einem Mehr an Belastung führen und somit Individuen in ihrer Selbstgesetzgebung – Autonomie – beeinflussen. Besonders zu beachten ist diese vermeintliche Flexibilität, wenn es darum geht, Vollerwerbstätigkeit und Fürsorge unter einem Hut zu bringen.

Durch die Pandemie wurden viele Themen in den öffentlichen Fokus gerückt, die davor nur wenig Platz fanden. Fragen zur Selbstgesetzgebung innerhalb einer Pandemie gestalten sich anders als zuvor und zeigen gleichzeitig an, wo innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse Schieflagen herrschen.

Diese Arbeit analysiert nicht nur den Diskurs rund um das Verständnis von Autonomie in Bezug auf Homeoffice und Fürsorge im letzten Quartal 2020, sondern trägt der Methode der Kritischen Diskursanalyse nach Jäger dadurch Rechnung, dass sie das Analyzierte auch kontextualisiert und die vorherrschende Lage kritisch hinterfragt.